



Berlin, den 16. Dezember 1899.

Die Flotte.

Farbige Glühbirnen, die das von rechter gemalte Fenster nicht recht zur Geltung kommen lassen. In einem Onyxdreifuß verdampft Ambra. Die Wandbelleidung in englischem Stil; dazu ein riesiger Perfereteppich und in der Rauchtischecke, auf die eine billige Kopie der bekanntesten Kaiserbüste von Reinhold Begas herabsieht, ein Löwenfell mit bräunendem Haupt und frisierter Mähne. Zwischen den schweren Falten einer Seidensammetdraperie ein kleiner Menzel, dessen Preis das enthusiastische Lob des Herrn Ludwig Pietsch einst in die Höhe getrieben hatte. Ein Kops von der zahmeren Sorte; gegenüber ein Achenbach. Auf der weiten Fläche der anderen Wand Bantier und Vesser Ury in traurem Verein. Man ist auch modern. Englisches Silber, von dem besonderen, ins Goldige spielenden Glanz. An den Möbeln des Mitteletablissements sind die Lieblingslinien Henrys van de Velde sichtbar. Auf einer Estrade ein türkisches Zelt mit allen Märchenwundern des Orientbazar; der hier Eintretende muß die rothe Pracht einer chinesischen Goldstickerei zurückschieben, um bis zu den Reizen einer Kameeltaschengarnitur vorzudringen. Meißener Porzellan, belgisches und japanisches bric-à-brac in bunter Fülle auf bemalten Etageren. Goldene Konsolen mit Tiffanygläsern. Die Thür zum Musiksalon ist geöffnet und der weiße Steinway zum Kredenz Tisch umgewandelt: Thee, Weincaraffons, Meukow, Silberförschen mit Austersandwichs, petits fours, Cognackirschen und Konfituren aus Nizza und Yalta. Mendelssohn, Wagner, Beethoven und Mascagni, deren Büsten die Eckleisten zieren, sind über den Szenenwechsel vielleicht ein Bißchen erstaunt. Aber man wollte allein sein, ohne Diener und ohne die jede Intimität mordende Resonanz des großen Speisesaales. „Hier ist zwar

nur ganz bürgerlich," pflegte die Hausfrau zu sagen, „aber hier kommen wir wenigstens mit Sam aus.“ Und Sam, von dem das Gerücht ging, er sei drei Jahre in Acton bei Rothschild gewesen, war absolut sicher und zuverlässig; die Vornehmheit seiner in Escarpins lautlos einherhuschenden Gestalt, die der dunkelbraune Frack mit Noireefragen und ganz kleinen Goldknöpfen gut kleidet, ließ den Verdacht einer Indiskretion gar nicht erst aufkommen. Und wozu ein größerer Apparat? Man war ja nicht versammelt, um zu schlemmen oder sich zu amustren; heute handelte sich um sehr ernste Sachen.

„Nett und neu ist's, daß Sie uns Weiber trotzdem nicht verbannt haben“, sagte Frau Erna Schröder. „Sehr nett sogar. . . und modern. Mulier taceat: mit dem Blödsinn muß endlich einmal aufgeräumt werden. Darf ich?“ Die Silberfuchsboa flog auf ein Tabouret. „Ich selbst bin ja, so zu sagen, nur per procura hier. Mein armer Mann fuhrwerkswieder in der Welt umher, hat irgendwo da unten mit seiner Bahngeschichte zu thun und wird vor dem Ultimoabschluß unserer Bank kaum zurück sein. Business! Das ist, wie Karl, der Skeptiker, immer meint, auch alle Politik. Und weil ich wirklich sagen kann, daß ich in seine Ideen einigermaßen eingeweicht bin — lieber Gott: ich lebe ja nur für ihn und er würde keine größere Sache ohne mein dummes Weibervotum machen —, deshalb haben Sie mir vielleicht in diesem Hohen Rath Siz und Stimme gegönnt. Aber ich sehe auch unsere liebe Professorin an der Seite ihres Herrn und Gebieters. Also endgiltiger Bruch mit der Parole: Ohne Damen! Sehr geschickl. . . . Nein, danke, ich bin noch vor Tisch; höchstens einen Fingerhut voll Thee. Dio, — dieser drawing-room im Paradies der klingenden Kunst! Il n'y a que vous, mesfrouw, pour inventer ces petits expédients. Finden Sie übrigens nicht, daß Mascagni hier Weingartner ein Bißchen ähnlich sieht? Nicht dem vom letzten Sonnabend, wo er Kraus begleitete; da war der göttliche Felix etwas blaß und elend. Auch die Melba habe ich in London schon frischer gesehen. Und diese Brillantenausstellung! Die Groß wurde ganz grünlich. Aha: eine delster Erinnerung an die Heimath! Home, sweat home. . .“

Frau Franz Wormser, eine holländische Jüdin aus altem Finanzgeschlecht, die den erfolgreichsten Hüttenpekulanten geheirathet hatte und in Berlin jetzt eine gesellschaftliche Großmachstellung erstrebte, hatte Mühe, den Redeschwall der ziellichen Dame zu dämmen, deren wasserblaue Augenlein unter dem ins Tizianische gefärbten Haar so sehnsüchtig und begehrlieh funkelten und deren drei Ringfinger zu all ihren Reden ein orientalisches Ballet aufführten. Frau Franz Wormser hatte sich besser diszipli-

nirt. Auf ihrem Gut verkehrte der Grundadel der Nachbarschaft, an patriotischen Gedenktagen vereinte sie hohe Verwaltungsbeamte, Kleinstaatliche Diplomaten, Führer der Postkonservativen und Stabsoffiziere, die gern einmal Dreißigmarkrheinwein tranken, um ihren Tisch; den Kaisergeburtstags-toast hatte im vorigen Januar bei ihr sogar ein früherer Minister ausgebracht, dessen Herz sie durch ihre Kunst als Bowlenbereiterin gewonnen hatte. Sie rühmte sich, jede Kuh in ihrem elektrisch beleuchteten Stall zu kennen, sprach fachkundig über Pferdezücht, Weidewirthschaft und Wildbestand und hatte ihren Ehrgeiz darein gesetzt, an ruhiger, schlichter und prunkloser Vornehmheit den altpreussischen Damen zu gleichen. Wer sie früher gekannt hatte und sie nun bei Wohlthätigkeitzazaren zwischen einer Prinzessin und einer Wirklichen Geheimen Rätthin an ihrem Verkaufstisch die Kunden ködern und bedienen sah, Der mußte die Selbstdressurleistung bewundern. Nur gab sie bei solchen Gelegenheiten noch immer zu große Summen aus und erregte Aerger, weil sie ihre Waaren weit unter dem Einkaufspreis verkaufte. In dem allzu lebhaften Wesen der Frau Erna Schröder witterte sie die Gefahr einer Ausstockung; die Landedelfraurolle vertrug die hastige, nervös zappelige Grazie aus der Kalverstraatzzeit nicht. Und gerade heute wollte sie in ihrer Rolle bleiben. Zwar: den großen Cabochonsmaragd, den sie, à la Sarah Bernhardt, auf dem Zeigefinger trug, und das von Doucet stammende tea gown, rosa crêpe de Chine mit Chinchilla und Spitzen, sah man wohl selten auf märkischen oder pommerschen Güttern; sonst aber war sie ganz gehaltene Würde. Es sollte ihr politisches Debut sein. Künstler, Gelehrte, lungernde Attachés hatten auch Andere in ihren Thiergartenwillen. Sie wollte Berlin den ersehnten modernen politischen Salon geben und ihr Händchen im Spiel der Mächtigen haben. Erna war nicht zu vermeiden; sie hatte ihr die ersten Koryphäen zugeführt und mit dem Direktor Schröder mußte man rechnen, seit ihn der Sultan nach dem Selamlil empfangen hatte. Wer weiß, ob er nicht eines Tages Finanzminister sein würde? Ein Parlamentarier hatte ihr gestern erst zugerannt, Miquel liege in der Agonie — Das beweise seine wunderliche Berichtigung —, und Frau Franz Wormser hatte sich zum Grundsatz gemacht, die möglichen Größen von übermorgen auf dem Palm zu kaufen. Sonst wurde es immer zu spät. Nun stand sie zwischen der pfaudernden Erna und der streng blickenden Professorin, die an der über das dunkelgraue Seidenkleid herabhängenden dünnen Goldkette nestelte, und wußte nicht recht, wie sie aus der five o'clock-Konversation in den Ernst der Lage einzulenkten sollte.

Der Eheherr brachte ihr Hilfe. Er knöpfte über der Directoirekravatte

den obersten Knopf des Gehrockes zu, räusperte sich behutsam und sprach leise, mit der den Angelfachsen abgelauchten Gelassenheit des vornehmen Mannes aus rein arischem Stamm: „Ich denke, wir setzen uns. Und nun: ohne alle Feierlichkeit, wie es bürgerlichen Leuten geziemt, die ohne Ehrgeiz, ohne Sonderinteressen, nach ihrer bescheidenen Kraft das Wohl ihres Vaterlandes fördern möchten!“ Seit eine ihm befreundete Hofcharge, die gern ohne Risiko Kursgewinne einstrich, ihm bei einer Flasche alten Johannisbergers gesagt hatte, mit der Robilitirung werde es einstweilen noch gute Wege haben und schon der Geheime Kommerzienrath werde schwer loszueisen sein, gab er sich mit Vorliebe als bürgerstolzen einfachen Fabrikanten. Daß er, außer Haussen und Baissen, sein Leben lang nichts fabrizirt hatte, that ja nichts zur Sache. Jetzt griff er, um die Beweglichkeit seiner Hände abzuleiten, nach einem Bismarckbleistift, mit dem er beim Sprechen in der Luft kurze Linien zog.

„Wir vertreten hier ein paar der wichtigsten und modernsten Berufsstände: unser verehrter Professor die Wissenschaft, Herr Dr. Singberger, als Leiter der ‚Wacht am Thron‘, der, ohne Kompliment, jetzt anerkannt nationalsten Zeitung, die Presse, unsere schöne Frau Erna die haute finance — und, in Gemeinschaft mit den beiden anderen Damen, nebenbei noch die berechtigten Fraueninteressen —, meine Wenigkeit einen nicht ganz unbedeutenden Theil der vaterländischen Industrie. Und wir sind . . .“

„Und ich?“ Der Privatdozent Dr. Louis Neumann, der ein in Europa schwer zu akklimatisirendes steinreiches Mädchen aus Lodz geheirathet hatte und sich seitdem an allen Millionärtschen für einen Sozialdemokraten vom linken Flügel ausgab, rief es so laut, daß die Professorin entsetzt ihren Mann ansah, als wollte sie fragen, ob ein halb schon abgefäugter Dozent Solches in Gegenwart eines Ordentlichen Professors wagen dürfe.

„Du, lieber Louis? Ach ja: Du vertrittst die Interessen der sogenannten arbeitenden Klassen, zu denen wir Müßiggänger ja sämmtlich nicht gehören. Du wolltest dabei sein; und warum sollte die Rolle des Teufelsadvokaten unbesetzt bleiben? . . . Aber im Ernst: Sie haben die Reichstagsreden der Bundesrathsvertreter gelesen. Ueber die Bedenklichkeit der Lage brauche ich in diesem Kreis kein Wort zu verlieren. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Frage, ob wir unsere Stellung als Kulturweltmacht behaupten und befestigen wollen oder ob die Reaktion siegen soll. Die Lebensinteressen des deutschen Volkes fordern, wie mir scheint, daß wir die Richtung Hohenlohe-Balow nachdrücklich stützen. Der Augenblick ist günstig, da es, wie unser geistreicher Freund Singberger treffend schrieb, im

Kastanienwald winterlich aussieht. Auch haben wir die Wissenschaft, Industrie und Handel für uns. Aber es fehlt freilich nicht an mächtigen Segnern und in den mißleiteten Massen ist noch manches Vorurtheil zu besiegen. Unter diesen Umständen hielt ich es für angezeigt, die entschlossenen Förderer deutscher Kulturbestrebungen — in deren Mittelpunkt uns die Flottenforderung führt — hier zu einem Plauderstündchen zu vereinen, um für das friedliche Werk den Schlachtplan zu entwerfen.“ Frau Franz Wormser füllte die Baccaratgläser, um den Gästen ein Lächeln stolzer Zufriedenheit zu verbergen. Die erste Apostrophe war glücklich gelungen; er hielt sich tabellos: ganz schlichter gentleman of country, ganz selbstloser Patriot.

„Vom Standpunkt der Wissenschaft aus ist, glaube ich, die Hauptarbeit bereits gethan,“ sagte tieferrnst der Professor, „und Graf Bülow hat im Wesentlichen nur die von uns beigebrachten Argumente wiederholt. Ich bin weit entfernt, allen meinen Kollegen den Ruhm höchster Uneigennützigkeit vindiziren zu wollen; auch in unseren Reihen giebt es leider Streber, Leute, die diese bedeutsamste aller nationalen Fragen benutzen möchten, um sich nach oben hin beliebt zu machen. Aber dieser Typus ist doch selten; im Ganzen ist, was wir der Oeffentlichkeit vorgetragen haben, das Ergebniß wissenschaftlicher Forschung und patriotischer Sorge. Allerdings sind wir nicht ganz so friedfertig wie die offiziellen Leiter unserer Politik. Wir meinen, daß eine neue Macht auch neues Recht schaffen muß und daß die Ansichten nur darüber auseinandergehen können, ob die deutsche Expansion sich zunächst in der gemäßigten Zone — der österreichische Besitz und Kleinasien kämen hier in Betracht — bethätigen oder in fremde Erdtheile hinübergreifen soll, wo besonders auf Kosten Englands noch lohnende Eroberungen zu machen wären. Doch diese Frage steht heute nicht zur Debatte. Wie die Dinge jetzt liegen, bin ich persönlich des Erfolges sicher. Die Wissenschaft hat gesprochen, die ganze Intelligenz des Landes sieht in der Schaffung einer Schlachtflotte ersten Ranges das deutschen Strebens würdigste Ziel und mit dieser Stimmung muß auch der Dilettantismus des Reichstages rechnen.“

Die runden Maraboutaugen der Wirthin blickten erstaunt und enttäuscht. „Dann bliebe für uns also gar nichts mehr zu thun?“

„Pardon“, rief Frau Erna von der Estrade herab, „so was giebt's nicht! Ministerreden, — na ja: allerhand Achtung, aber ... Karl war nicht sehr entzückt, namentlich nicht von Bülows Gejammer, wie schwer es gewesen sei, Kiautschou und das Inselzeug zu kriegen, und meinte, wenn er seinem Ausschichtsrath solche Sachen erzählte, würde man ihm antworten: Ja,

lieber Herr, für Kinderarbeit bezahlen wir Sie auch nicht so hoch!“ Er fand die Geschichte schal; wozu immer behaupten, daß wir so fürchtbar friedlich sind? Glaubt ja doch kein Mensch. Und die Methode, sagt er, wirkt nachgerade lächerlich: jedesmal sind wir ganz schwach, ganz wehrlos; wenn aber die neue Forderung bewilligt wird, dann! ... Blech! Als ob die Anderen dann nicht auch mehr Geld für Soldaten und Schiffe ausgaben! Das ist doch genau wie mit den Banken und mit den Dinern. Wenn Gutmann erhöht, müssen wir auch erhöhen; und wenn Fürstenbergs drei Excellenzen, d'Andrade und die Landi haben, können wir unseren Gästen nicht einen Unterstaatssekretär und Rothmühl vorsehen. Karl findet den ganzen Kummel ziemlich zwecklos. Auch die Flottenvorträge mit Lichtbildern und solche Sachen, die uns die Presse doch nur vermöbelt. Man müsse den Leuten zeigen, daß sie verdienen; alles Uebrige sei gleichgiltig. Und da können wir doch was machen. Her mit der öffentlichen Meinung! Soll ich in den Pressklub kommen, Singberger? Oder was meinen Sie zu einem Konventikel der maßgebenden Redakteure bei mir? Ich bin für die gute Sache zu jeder Schandthat bereit. Nur nicht gleich verzagen, Lady Wormser; wir Amazonen werden die Sache schon beistehen. Ouf, — habe ich geredet! Doktor, ist Ihre Cigarette rauchbar?“

Herr Louis Neumann saß schon vor einem hübschen Stummelhäufchen und weichte jetzt Rivierafrüchte in Meukow. „Proletenkraut,“ sagte er und reichte ihr die Schachtel von Philipp Morris. Die Professorin zog die Spitzen Schultern hoch. Sie war für die Emanzipation, hatte an Enqueten mitgearbeitet und einer christlichen Frauengruppe vorgelesen, aber rauchende Frauenzimmer waren ihr ein Gräuul. Ihrem Gatten nicht.

Der kleine Singberger, der den clubman mimte und immer den Frack trug — ach: auch immer noch ohne das winzigste Bändchen eines preussischen Ordens —, strich die linke Schnurrbartspitze bis dicht unters Auge, zog ein Wölkchen aus der kleinen Henry Clay und hub dann bedächtig an: „Meine Gnädigste, natürlich werden Sie auch im Pressklub Eroberungen machen. Wo nicht? Nur werden Sie mich da nicht finden; mir sagt dieses Milieu nichts und ich bin froh, daß es mir gelungen ist, die Berufsschreiber aus meiner Redaktion zu räuchern und mich mit einer Eliteschaar politisch und gesellschaftlich gebildeter Kavaliere zu umgeben. Lauter Adelige; so hoffe ich, das klägliche Niveau unserer Presse nach und nach zu heben. Was nun unsere Angelegenheit betrifft, so glaube ich allerdings, daß noch Einiges geschehen könnte. Ich komme ja ziemlich viel herum, habe bis hoch hinauf recht gute Beziehungen und wurde von der hamburger Oktoberrede Seiner

Majestät nicht überrascht. Seitdem haben wir tüchtig vorgearbeitet, wie ich wohl sagen darf, und die noch vorhandenen Schwierigkeiten flößen mir keine Furcht ein. Für mich hat die Sache zwei Seiten; und diese persönliche Ansicht theilt man auch oben. Wirthschaftlich fällt ins Gewicht, daß auf Bilows Rede, trotz slauem London, die Börse fest war. Handel und Wandel ist eben marinefreundlich, mag Herr Richter reden, so viel er will. Enorm gesteigerte Produktion, kolossale Welthandelskonjunktur: also auch verstärkter Schutz durch Kriegsschiffe. Das Exempel ist einfach. Und dem Dümmtsten muß einleuchten, was ein auf fast zwei Jahrzehnte hinaus gesicherter Konsum an Rohstoffen für die waterländische Industrie bedeutet. Wenn es irgendwo zu bröckeln anfinge, meinethwegen in der Elektrizität oder bei den Kuzen, dann könnte das Publikum mißtrauisch werden und der ganze Aufschwung wäre bedroht; Kohle und Eisen schleppen uns aber auf jeden Fall eine hübsche Strecke durch. In dieser Beziehung sind wir all right. Nur hat die Sache auch ihre politische Seite und die fordert, mit aller Ehrfurcht vor den geistvollen Aeußerungen der Frau Direktor sei es gesagt, ihr Recht. Auch da bin ich leidlich orientirt. Sie wissen, daß unser Allergnädigster Herr sich das Ziel gesetzt hat, für die deutsche Seemacht zu thun, was weiland der hochselige Kaiser Wilhelm der Große für Preußens Landmacht that, und daß frondirende Elemente am Werk sind, diese Allerhöchsten Intentionen zu durchkreuzen. Auch die Thatsache, daß zwischen der Wilhelmstraße und dem Rastanienwald ein stilles Duell ausgefochten wird, bei dem mindestens Einer auf dem Platz bleiben muß, ist selbst fern Stehenden nicht mehr unbekannt. Ich schöpfe aus erster Quelle und darf Ihnen sagen, daß die entscheidende Wendung naht. Siegen wir diesmal, dann pfeift die agrarische Fronde auf dem letzten Loch. Ein Welthandelsstaat mit riesig entwickelter Exportindustrie und starker Flotte nach englischem Muster muß sehr bald die aus der Feudalzeit stammenden Bande sprengen und die modernen Schichten zur Herrschaft bringen, die bisher in unbegreiflicher Weise . . .“

„Ganz richtig“, rief der Professor, der nicht dulden konnte, daß in seiner Gegenwart ein Anderer, kaum von akademischer Bildung Belegter, so lange dozirte: „Auf einer bestimmten Stufe des fortgeschrittenen Industrialismus fordert ein nationalökonomisches Naturgesetz die auch äußerlich sichtbare Herrschaft der Bourgeoisie. Das haben wir längst festgestellt. Die Auseinandersetzung, bei der auch die Frage des Nahrungspielraumes eine wichtige Rolle zu spielen hätte, ist im Laienkreise freilich nicht leicht. Aber es genügt wohl, wenn ich sage, daß nach dieser Richtung in der wissenschaftlichen Welt das Urtheil einstimmig gesprochen ist.“

„Das genügt vollkommen.“ Sinzberger hatte nur auf die erste Athempause gewartet, um wieder das Wort zu ergattern; er war noch nicht ans Ziel gelangt. „Wir respektiren die Lehren und den Rath der Wissenschaft; aber wir müssen Realpolitik treiben und uns an die lebendigen Kräfte der Volksseele halten. Die gilt es, zu wecken, dem weitausschauenden Plan dienlich zu machen. Und ich habe Ursache, zu glauben, daß ein solches Bemühen, wenn es erfolgreich ist, durch Auszeichnungen anerkannt werden wird, die Manche werthvoller dünken als schönöder Mammon.“ Herr und Frau Franz Wormser spitzten die Ohren. Daß der Herausgeber der „Wacht am Thron“ irgendwo einen sehr festen Rückhalt hatte, war unzweifelhaft. Auch der Professor schien interessiert. „Das sind immerhin Dinge, die man nur mit äußerster Diskretion andeuten darf. Wir haben es mit ruchlosen Umsturzparteien zu thun und dürfen uns keine Blöße geben. Gestatten Sie mir nur, Ihnen ein Wort zu wiederholen, das vorgestern nachmittags zwischen Vier und Fünf an sehr hoher Stelle fiel und das mir eine Stunde später bekannt wurde: ‚Der König wird seine Freunde auch im Dunkel zu finden wissen.‘ Glissons... Alles kommt darauf an, ob es uns gelingt, schnell eine starke Kaiserpartei sans phrase zu schaffen, die sich von jedem Radikalismus, natürlich auch von dem agrarisch-antisemitischen, fern hält, den öden Doktrinarismus der demokratischen Verfassungshüter abwehrt, kraftvoll für den Thron und das Evangelium eintritt und entschlossen ist, ohne ängstliche Bedenken einer großartigen Initiative durch Dick und Dünn zu folgen. Das aber ist nur möglich, wenn die nationalen Parteien ohne Unterschied der Konfession sehr viel wirksamer, als es bisher leider geschehen ist, den Theil der Presse unterstützen, der unter Opfern schwerster Art dieses Programm vertritt.“

„Schnorrer!“ flüsterte Dr. Neumann Frau Erna zu, der er gerade zu einer neuen Morris Feuer gab. Dann pflanzte er sich in die Mitte des Zimmers, senkte beide Hände in die Hosentaschen und rief, mit seiner halb schnarrenden, halb bellenden Stimme: „Das Mittel ist gut. Aber ich weiß noch ein besseres. Ihr habt die Wissenschaft. Das heißt: einige brave Leute — present company always excepted — sind wieder mal eben so patriotisch wie unklar echauffirt und geben ihrem gefräßigen Affen Zucker; und einige noch bravere Leute, die schon lange darunter litten, daß sie Schanden halber ein Bißchen staatssozialisteln mußten und so in den Verdacht röthlicher Rottengemeinschaft kamen, ergreifen nun gern die Gelegenheit, endlich wieder als fromme Feidoline ins Sonnenlicht zu rücken. Umsturz- und Zuchthausvorlage seien hinfürder gnädig mit Nacht und mit Grauen be-

deckt! Nur: mit dem Beistand der intellectuels ist's so'ne Sache; er bringt selten Glück. Dann habt Ihr, außer der Wissenschaft, noch Handel und Industrie, wenigstens den großkapitalistischen Theil. Das heißt: etliche ehrenwerthe Bürger haben den sehr berechtigten Wunsch, durch Zahlung einer für ihre Verhältnisse mäßigen Versicherungsprämie gegen die übelsten Folgen eines Industriekraches gesichert zu sein und im Rechtswohnsitz ihrer hohen Dividendenburgen zu bleiben. Auch erkennen sie klar, daß ihnen über kurz oder lang die politische Herrschaft zufallen muß, wenn mit immer stärkerem Nachdruck der Schutz und die Ausbreitung der Industrie als oberstes Ziel aller Staatsweisheit hingestellt wird; daneben hoffen Einzelne noch auf besondere Gunstbezeugungen im vorhin von dem verehrten Herrn Spezialisten für öffentliche Meinung angedeuteten Sinn. Schön. Die neulich von Bülow irgendwo aufgewärmte Geschichte vom der Allgemeinheit dienstbar gemachten Egoismus. Nur mit den Lastträgern, dem eigentlichen Volk, hapert's noch. Das interessiert sich nämlich gar nicht dafür, ob das Kiautschouyndikat gute Geschäfte macht, ob Harpener hoch stehen, ob die großen Banken ihre Dividendenhöhe behaupten können und ob die Herren Kammerrath und Cohn zu Geheimrathen, Rittern oder Baronen befördert werden. Ja, die Massen sind eben mißleitet, von Hezern aufgestachelt und die Zahl der Treuen und Guten, wie Papa Mirbach sagt, ist leider klein. Es wird nichts übrig bleiben als der Beweis, daß auch ihnen das Marinespektakelstück Vorthelle zuschanzt. Darin stimme ich Herrn und Frau Direktor Schröder vollkommen bei. Dann aber ist das Kennen bequem zu machen. Und es geht. Man muß die ganze Geschichte nur unter die Rubrik 'Nothstandsarbeiten' bringen. Krachgefahr mit Arbeiterentlassungen im Hintergrund. Irgendwas muß gethan werden, um BetriebsEinstellungen von bedenklichem Umfang vorzubeugen. Warum nicht Schiffe bauen? Die macht, ein Weilschen nach dem Stapellauf, die veränderte Technik wieder werthlos, sie müssen erneuert werden, — und so klappert die Maschine fidel weiter. Das wird den Leuten, die jetzt Schnee schnippen, eher einleuchten als das Weihnachtsmärchen von der nahen neuen Welttheilung, bei der für sie doch nichts herauskommt — plectuntur Achivi —, und als die wunderbaren Historien von Holländern, Portugiesen und Spaniern, die, mit Respekt zu sagen, keinen Hund vom Ofen locken. Na, wie wär's? Soll ich für die 'Wacht am Thron' einen fulminanten Artikel schreiben? Ich gelobe feierlich, jede Anspielung auf die internationale, völkerbefreiende Sozialdemokratie zu vermeiden. Als der einzig Uninteressirte könnte ich . . .“

Frau Franz Wormser hatte die Unhaltbarkeit der Situation seit zehn Minuten erkannt. Nach diesem Mißton war keine Harmonie mehr möglich. Welches Glück, daß Excellenz Glafer abgesetzt hatte! So war man wenigstens unter sich. Und für kritische Momente hatte die kluge Dame ein unfehlbares Mittel: ein Druck auf die elektrische Klingel rief ihre kleine Pflegetochter herbei, die sie, nach neuester Mode, vom Land in ihr kinderloses Haus genommen hatte. Da war sie schon, mit der stattlichen nursery-governess, in einem Kleid vom besten Stil Peter Robinsons.

„Maud will nur Guten Abend sagen: entschuldigen Sie gütigst, Herr Doktor und Better! Der kleine Sonnenstrahl wird uns ja nicht allzu lange des kostbaren Genusses Ihrer Rede berauben.“

Ausrufe des Entzückens. Gott sei Dank: die Spannung löst sich.

„Sie sind ein Edel, Doktor!“ sagte Frau Erna, während sie den Sammethut mit dem Paradiesreiherbusch feststeckte. „Und heute besonders gränlich. Wollen Sie mich nach Hause bringen?“



Heinrich Heines letzter Ausgang.

<p>Als er zum letzten Male, Schon krank, zum Louvre kam, Den Weg er hin zum Saale Der Venus von Milo nahm.</p>	<p>Und als er stillte sein Sehnen Nach ihrer Schönheit Licht, Da rannen ihm die Thränen Vom blassen Angesicht.</p>
--	--

Die Göttin seines Lebens,
Er sah sie vor sich stehn,
Doch war sein Traum vergebens,
Getröstet von ihr zu gehn.

München, am zehnten Dezember 1899.

Martin Greif.



Eine neue Behandlung der Tuberkulose.

Zu meinen Arbeiten auf dem Gebiet der Tuberkulose hat mich die Entdeckung des Tuberkelbacillus durch Robert Koch (Oktober 1882) angeregt. Erst jetzt, wo man den Feind kannte, hatte man Aussicht, ihn therapeutisch zu fassen. Als Chirurg ging ich von der Beobachtung tuberkulöser Wunden und Gelenkkrankheiten aus. Die operative Hochfluth bei diesen „chirurgischen Tuberkulosen“ — Anfang der achtziger Jahre — hatte reichlich Gelegenheit gegeben, Sektionen zu machen. Fast stets fand man tuberkulöse Prozesse in inneren Organen, die wichtiger waren als die Knochenherde, wogegen deren man operirt hatte. Der Gedanke, durch Wegnahme eines tuberkulösen Knochenstückes Tuberkulose heilen zu wollen, erschien mir eben so naiv wie der Versuch, durch Wegschneiden eines syphilitischen Knotens einen Menschen heilen zu wollen, der schon seit Jahren durch und durch syphilitisch ist. Schon damals leitete mich die Ueberzeugung, daß man bei der Behandlung der Tuberkulose aufs Ganze gehen muß und daß die Bearbeitung von Theilerscheinungen, sei es nun Knochen, Lunge, Drüse oder Gehirns, weniger als halbe Arbeit ist.

Ich bin nicht nur als Praktiker an diese Arbeit herangegangen. Als Schüler des bekannten Pathologen Cohnheim habe ich mich viel mit der pathologischen Anatomie der Tuberkulose beschäftigt. Hier habe ich als Erster die schon lange bekannte Gefäß- und Blutarmuth der tuberkulösen Prozesse als wichtigen Angriffspunkt für die Behandlung erkannt. In meiner ersten Arbeit (Münch. Med. Wochenschr. 1888, Nr. 40) heißt es: „Die Schwierigkeit der Selbstheilung tuberkulöser Prozesse liegt eben in der Mangelhaftigkeit der Entzündungserscheinungen. Es ist zu wenig Blut und damit auch zu wenig Material da zur Reparation, zur Narbe. Es stellt sich daher die Aufgabe, diese mit einer Narbe abschließende Entzündung künstlich herbeizuführen.“ Dieses an sich uralte Prinzip — kranken Geweben mehr Blut zuzuführen — ist in den letzten Jahren wieder modern geworden durch die von Bier eingeführte Behandlung tuberkulöser Gelenkleiden mit Blutstauung. Um in den tuberkulösen Gelenken eine dauernde Wirkung zu erzielen, brauchte ich schwer lösliche, Entzündung erregende Stoffe. Ich spritzte sie in die Gelenke; um auch innere Organe erreichen zu können, führte ich sie — anfangs in Aufschwemmung, später auch in Lösung — direkt in das Blut ein. Ich schritt damit zur Wiederbelebung der völlig vergessenen „intravenösen“ Injektion, der direkten Injektion von Medikamenten in die Blut-

gefäße. Das war eine große Regerei, „eine für den Staatsanwalt reife Frivolität.“ Unter den zahlreichen Stoffen, die ich prüfte, befriedigte mich noch am Meisten der Perubalsam, ein altes Antituberkulofum. Ich zerlegte ihn in seine Bestandtheile und fand im Frühjahr 1890 die Zimmetssäure als das Wirksame.

Ende 1890 kam das erste Tuberkulin von Koch; damit erlosch das eben erst schwach sich regende Interesse für meine Bestrebungen. Die Medizin ist seitdem völlig von der Bakteriotherapie beherrscht, die uns mit Behring's Diphtherieserum eine schöne Frucht geschenkt hat. Seither starren die Kliniker wie hypnotisirt nur auf bakteriotherapeutische Arbeiten. Ohne Initiative zu eigenem therapeutischen Schaffen folgen sie willig oder unwillig den Bakteriologen. Daß aus ihren eigenen Reihen neue fruchtbare Gedanken hervorgehen können, daß die Beobachtung am Krankenbett, wenn sie mit dem ganzen Rüstzeug moderner Forschung arbeitet, da noch Erfolge bringen könne, wo die Bakteriologie einen Fehlschlag nach dem anderen sich geholt hat: Das erscheint fast Allen unmöglich. Der klinischen Wissenschaft ist der Glaube an sich selbst vollständig verloren gegangen; daher das Mißtrauen gegen meine, zum größten Theil auf klinischer Beobachtung aufgebauten Arbeiten: daher Manches sonst, was heute anders wäre, wenn die Beobachtung am Krankenbett neben mächtigen Hilfswissenschaften noch die ihr gebührende Berücksichtigung fände.

Während der Untersuchungen über die Wirkung der Zimmetssäure auf den tuberkulösen Thierkörper kam ich, hauptsächlich durch meine Schüler Richter und Spiro, zu der Erkenntniß, daß die Zimmetssäure ein stark positiv chemotaktischer Stoff ist. Als Chemotaxis haben Pfeffer, Leber, Massart und Andere die Fähigkeit gewisser chemischer Stoffe nachgewiesen, in Lösungen oder Körperflüssigkeiten befindliche weiße Blutkörperchen, Bakterien u. s. w. anzulocken. Spritzt man zimmtsaures Natron (Hetol genannt) in die Blutadern oder unter die Haut, so vermehren sich die weißen Blutkörperchen im Blut auf das Zwei- bis Dreifache. Ist das Thier oder der Mensch, dem man Hetol injiziert, tuberkulös, so lagern sich die weißen Blutkörperchen wallartig um die Tuberkelknötchen herum; setzt man die Einspritzungen — etwa dreimal in der Woche — fort, so bildet sich um die Knötchen ein geschlossener Ring von weißen Blutkörperchen, der den Tuberkel aus der Circulation ausschaltet. Der Ring geht in solides Bindegewebe über, das den Herd durchwächst, schließlich hat man an der Stelle der Knötchen und tuberkulösen Veränderungen eine Narbe. Die Behandlung ist beendet. Dabei ist das zimmtsaure Natron ein für den Gesunden durchaus harmloser Stoff. Man kann einem Kaninchen auf einmal fünf Gramme einspritzen, ohne eine bemerkbare Wirkung zu erreichen. Und doch löst es beim Tuberkulösen — und nur bei ihm — energische Wirkungen aus.

Der jetzt am Institut Pasteur thätige Russe Metschnikoff hat als Erster die Bedeutung der weißen Blutkörperchen für die Vernichtung der in den Körper eingedrungenen weißen Blutzellen betont. Er nennt sie Freßzellen — Phagozyten —, weil sie nach seinen Untersuchungen die Bakterien in sich aufnehmen und verdauen sollen. Er bezeichnet die im Blut und in den Geweben vorhandenen weißen Blutkörperchen als „die mobile Armee, die der Organismus den in ihn eindringenden Bakterien entgegenwirft.“ Bei der Zimmesäurebehandlung der Tuberkulose spielt die Anlockung der weißen Blutkörperchen in das Blut herein und an die tuberkulös erkrankten Stellen heran eine wichtige Rolle. Insofern ist sie eine Bestätigung der Phagozytenlehre Metschnikoffs. Auf der anderen Seite ist erwiesen, daß die wirksamen Stoffe des Serums, des behringschen Diphtherieserums, des Pestserums u. s. w., aus den weißen Blutkörperchen stammen und durch deren Zerfall in das Serum übergehen. Die wissenschaftliche Brücke zwischen Zimmesäurebehandlung und Serumtherapie ist also geschlagen. Durch die Vermehrung der weißen Blutkörperchen und ihre Ablagerung am kranken Ort stellt das zimmesaure Natron gewissermaßen im Körper die heilenden Stoffe her, die Behring im Thierkörper entstehen läßt und fertig in den kranken Körper einführt. Der leitende Grundgedanke ist natürlich bei Behring ein ganz anderer.

Neu ist auch — jedenfalls mir zum ersten Male in nutzbringender Weise gelungen — die Einföhrung der Chemotaxis mit ihren unschädlichen, ungiftigen, aber doch sehr wirksamen Stoffen in die Behandlung der Krankheiten. Wenn es gelingen sollte, hierdurch auch nur einen Theil der stark wirkenden Gifte, mit denen heute mehr als billig gearbeitet wird, aus dem Arzneischatz herauszuwerfen, so ist damit viel schon gewonnen.

Doch nun zu den praktischen Ergebnissen. Seit einigen Jahren stehe ich mit meinen Angaben über die Wirksamkeit der Zimmesäure bei Tuberkulose nicht mehr ganz allein. In Petersburg hat Jurjew meine Thierversuche nachgeprüft und bestätigt. Die Behandlung am Menschen haben geprüft und bestätigt: die Russen Rozkowski, Gortschawenko, Lowski, der Franzose Bernheim, die Amerikaner Mann und White, der davoiser Arzt Heuffer. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß es nur Ausländer sind, die mir beistimmen.

In meiner zusammenfassenden Darstellung vom Jahre 1898 sind die Arten von Tuberkulose erwähnt, wo man mit Zimmesäure regelmäßig Heilung erzielt und die, wo die Erfolge unsicher sind. Meine eigenen Erfahrungen erstrecken sich jetzt auf über sechshundert Fälle; es sind Tuberkulosen jeder Art und jeder Schwere, Lungen- und Darmtuberkulosen, Knochen-, Drüsen-, Blasentuberkulosen u. s. w. Im Ganzen muß mein Krankenmaterial als ein schweres bezeichnet werden. Leichte und frische Fälle, wie sie für die Volksheilstätten ausgesucht werden, sind unter meinen Kranken nur

spärlich vertreten. Meist findet man, besonders in meiner Heilanstalt, bei mir nur Kranke, die schon die verschiedensten Kurmethoden und Kurorte ohne Erfolg versucht haben. Regelmäßig erzielt man Erfolg bei den unkomplizierten oder reinen Tuberkulosen. Lungentuberkulosen ohne wesentliches Fieber und ohne größere Zerstörungen heilen in einigen Monaten aus (90 Prozent Dauererfolge bei einer durchschnittlichen Behandlungsdauer von achtundsiebzig Tagen). Sind schon Zerstörungen (Kavernen) da, aber ohne Fieber, so sieht man in dem kleineren Theil der Fälle diese vernarben; meist verkleinern sich die Höhlen, die übrigen kranken Stellen heilen aus und der Kranke kann sich gesund glauben (gute Erfolge über achtzig Prozent, bei einer durchschnittlichen Behandlungsdauer von etwa hundertundzwanzig Tagen). Unsicher sind die Erfolge bei der galoppirenden Schwindsucht und bei den Endstadien, wo hohes Fieber und ausgedehnte Zerstörungen vorhanden sind.

Rechne ich alle meine Fälle von Lungentuberkulose zusammen, die von Anfang an, selbst von Laien als aussichtslos erkannten einbegriffen, so ergeben sich immer noch 51,8 Prozent Heilungen und 23,6 Prozent dauerhafte Besserungen. Darm- und Unterleibstuberkulosen heilen aus, auch wenn sie fieberhaft sind. Nur dürfen die Kranken nicht zu sehr heruntergekommen sein (80 Prozent Heilungen). Knochentuberkulosen geben 82,1 Prozent Heilungen und 12,8 Prozent Besserungen, Drüsentuberkulosen fast ausnahmslos Heilung; das Selbe gilt von der Strophulose u. s. w. Bei Gehirntuberkulose dagegen habe ich nie Heilung gesehen. Da das zimmetfaure Natron (Hetol) ungiftig ist und die Einspritzungen nicht schmerzhaft sind, kein Fieber oder Unbehagen erzeugen, so kann man auch der Tuberkulose Verdächtige, Kinder tuberkulöser Eltern, vorbeugend behandeln. Die Ergebnisse sind nicht nur Sanatoriumserfolge. Meine Kranken sind theils im Sanatorium, theils im Krankenhaus, theils im Privathause, theils ambulatorisch behandelt worden. Also das aller verschiedenste Kranken- und Beobachtungsmaterial. Es sind auch nicht Augenblickserfolge. Die Kranken, von denen die genannten Zahlen stammen, sind mindestens $1\frac{3}{4}$ Jahre außer Behandlung. Ich habe für völlig hoffnungslos gehaltene Fälle, die seit über acht Jahren geheilt sind.

Auf Grund meiner siebenzehnjährigen Studien und Beobachtungen bin ich zu dem Ausspruch berechtigt und kann ihn nach jeder Richtung hin vertreten: Wir besitzen in der Zimmet säurebehandlung der Tuberkulose ein wissenschaftlich sicher begründetes und völlig gepräftes Heilverfahren, das innerhalb weiter Grenzen unschädlich ist, bei Frühfällen mit fast völliger Gewißheit den Erfolg verbürgt und auch von vorgeschrittenen Fällen noch einen beträchtlichen Theil zur Heilung bringt. Diese Methode will aber studirt und erlernt sein; die Behandlung schwerer Tuberkulosen setzt unbedingt erwachsene Aerzte voraus; hier genügen nicht die jüngsten Assistenten,

wie bisher, wo Morprium und Mixtura solvens oder ein Liegestuhl ausreichen sollten. Ich freue mich, daß in letzter Zeit Aerzte in immer größerer Zahl sich bei mir einfinden, um das Verfahren zu erlernen.

Stuttgart.

Professor Albert Landerer.



Amerikas Europäisierung.

Eine der Lieblings-Ueberzeugungen des Amerikaners ist es von je her gewesen, daß er völlig anders und vor Allem besser sei als alle übrigen Völker der Welt. Besonders gern lächelt er über den Militarismus, den Sozialismus, die Sonderstellung der Aristokratie und den Mangel gesellschaftlicher Gleichheit in Europa: von allen diesen Gebrechen wähnt er sich völlig frei. Er ist auf Amerika stolz, vorzüglich deshalb, weil es, wie er sagt, nichts mit dem mittelalterlichen Europa gemein hat und durchaus uneuropäisch ist. Diese Ansicht ist bei ihm zu einem starren Dogma geworden und hat sein Unterscheidungsvermögen so sehr getrübt, daß es ihm genau ergeht wie seinem Vetter in England, der auch meistens nur den Splinter im Auge Anderer, aber selten den Balken im eigenen Auge zu sehen vermag. Wer dem Amerikaner, besonders dem überreich mit nationaler Eitelkeit gesegneten Anglo-Amerikaner, sagen würde, sein so aufdringlich betontes Uneuropäertum bestehe lediglich in seiner Einbildung, würde einem ungläubigen Wächeln begegnen. Und doch ist es eine unwiderlegliche Thatsache, daß sich Amerika unaufhaltsam und immer rascher europäisiert und daß an die Stelle des alten Amerikaners aus der Jugendzeit der Republik ein ganz neuer, anderer Mensch getreten ist. Das hat hauptsächlich zwei Gründe: einmal den von Jahr zu Jahr enger werdenden Anschluß Amerikas an Europa in Folge innigerer Handelsverbindungen und innigeren persönlichen Verkehrs und dann die europäische Einwanderung. Die Nationalisten, die ein verkümmertes Alt-Amerikanertum von puritanischer Färbung vertreten, haben diesen Einfluß der Einwanderung längst erkannt und versuchen, ihn durch Erschwerung der Niederlassungsbedingungen zu bekämpfen, — freilich erfolglos.

Nichts von Allem, was der Amerikaner in seinen öffentlichen und privaten Einrichtungen als amerikanische Sonderart zu bezeichnen pflegte, hat der Europäisierung auf die Dauer Stand gehalten. Befremdlich ist Das übrige nicht. Als die ideal gesinnten Väter der Republik, mit Washington als dem Oberwarter, die Konstitution der Vereinigten Staaten ins Leben riefen, schufen sie damit ein Werk, das mehr für Engel als für Menschen geschaffen war. Sie hatten keine Ahnung, daß ihre Nachkommen genau so unideale Menschenkinder sein würden wie alle übrigen. So edel und bewundernswert ihre eigenen Grundsätze waren, so wenig

eigneten sich diese Grundsätze für die späteren Generationen. Die Väter hatten den Söhnen in der Konstitution einen Rock gemacht, der nicht bloß viel zu groß für sie war, sondern auch viel zu fein, — von der Feinheit, die „sich nicht trägt“, wie man zu sagen pflegt. Ihre Vorstellung von Amerika war, daß es für alle Zeiten das denkbar bestregierte Land der Erde sein sollte: ein Paradies, eine neue Welt, frei von allen Schattenseiten der alten. Ihre Ideale haben sich nicht verwirklicht. Die alte Welt ist nicht, wie sie erwarteten, zur neuen Welt gekommen — auch der Berg kam nicht zum Moßamet —, und da die alte Welt nicht kommen wollte, so ist die neue Welt zur alten gegangen, wie Moßamet zum Berg. Mit Worten: Europa hat sich nicht amerikanisiert, aber Amerika hat sich europäisiert. anderen Mannichsach sind die Beweise dafür.

Eine der ehrwürdigsten, man könnte fast sagen: eine geheiligte Institution Amerikas war von je her der vierjährige Wechsel, der unter dem Schlagwort „rotation in office“ immer als etwas ausnehmend Weises und Gefundes galt, weil er dem behördlichen Körper stets frische Kräfte zuführte. Aber diese Einrichtung hat eine wahrhaft russisch-chinesische Korruption großgezogen, die heute den Staatskörper völlig verseucht. Die Politik ist durch den Wechsel zu einem gigantischen Geschäft geworden, und zwar zu einem außerordentlich unsauberen. Durch den Wechsel ist das Amt, das doch eine Vertrauensstellung sein soll, zu einer Waare und zu einer Entlohnung für geleistete politische Dienste herabgesunken. Seinem Inhaber dient es lediglich als Mittel zur Selbstbereicherung; und er erhebt tausendfach Tribut von seinen Mitbürgern. Nur vier Jahre kann der Inhaber auf sein Amt rechnen: da muß er also Heu machen, so lange die Sonne scheint, — so viel Heu wie möglich. Und gerade so, wie die Korruption im Amte sitzt, so sitzt sie auch in jeder Legislatur von New-York bis San Francisco, ja sogar im Kongreß und im Senat zu Washington, was freilich kein Wunder ist, denn die meisten Volksvertreter sind Advokaten und haben den sattham bekannten Geschäftsinstinkt dieser Leute.

Aber auch eine andere angeblich echt amerikanische Errungenschaft, die persönliche Freiheit, hat unter dieser politischen Korruption gelitten. Der Bürger ist durch sie zum Sklaven des Parteityrannen (the political boss) geworden. Dieser Mann, den Niemand zu seiner Stellung berufen hat, stellt willkürlich die Kandidaten auf, die sich durch Beiträge zum Wahlfonds, wie man es jetzt benennt, oder durch sonstige Beiträge erkenntlich zeigen müssen. Der Bürger hat nur die Wahl, ob er der Kreatur des demokratischen oder des republikanischen Parteityrannen seine Stimme geben will, und ferner das harmlose Vergnügen, den Einen durch den Anderen zu stürzen, wenn die Korruption und Erpressung einmal gar zu arg wird.

Die wenigen Amerikaner, die die ungeheure Gefahr dieser Korruption begreifen, haben eine Bewegung ins Leben gerufen, durch die sie der Korruption ein Ende zu machen hoffen und die sie „Civildienst-Reform“ nennen. Die hervorragendsten Förderer dieser Bewegung sind der frühere Präsident Grover Cleveland und der berühmte Führer der Deutsch-Amerikaner, Carl Schurz, der zugleich Präsident der Civildienst-Reform-Liga (Civil-service Reform League) ist. Aber es ist eine Sisyphus-Arbeit, die diese Männer unternommen haben. Auch sie betrachten als die Wurzel allen Übels den kurzen Amtstermin der Staatsdiener, die nach Ablauf von je vier Jahren anderen Versorgungsberechtigten

Platz zu machen haben. Aber trotz kleinen Erfolgen erscheint der Kampf der Liga hoffnungslos, so lange der Durchschnittsamerikaner in der Bereicherung durch das Amt nichts Unehrenhaftes und Strafwürdiges, sondern ein völlig anständiges Geschäft sieht, — gerade wie es die Anhänger der italienischen Kamorra in ihrem Banditentum thun. Wenn ein Senator in Washington — wie Das vorgekommen ist — den Zuckerbaronen als Geseggeber gefällig ist, so daß sie Millionen verdienen: ist es nicht in der Ordnung, wenn ihm die Zuckerbarone zum Dank dafür rathen, zur richtigen Zeit Zuckerraktien zu kaufen und mit einem Profit wieder zu verkaufen, der Hunderttausende von Dollars abwirft? Geschäft, nichts weiter! Wenn Richard Croker, der demokratische Parteityrann von New-York, einer gewissen Firma billige Baukontrakte verschafft und diese Firma seinen Nefen als Geschäftstheilhaber anstellt: was ist daran unehrenhaft? Geschäft, nichts weiter! Und wenn Tausende von Kriegs-Veteranen, die niemals ernsthaft — oder überhaupt nicht — verwundet wurden, trotzdem von dem republikanischen Amtsinhaber eine lebenslängliche Pension bewilligt wird, weil sie dafür bis an ihr saustieliges Lebensende republikanisch stimmen werden, so ist auch Das nur Geschäft, nichts weiter. Es ist das alte Prinzip des „Do ut des“, auf die Parteipolitik übertragen. Eine Hand wäscht die andere.

Karl Schurz und die übrigen Führer der Civildienst-Reform, die den Kampf gegen den Drachen Korruption mit so viel Mannhaftigkeit führen, gedenken, ihm dadurch den Sarau zu machen, daß sie Gesetze schaffen, wonach nur Derjenige ein Amt bekleiden darf, der seine Befähigung dazu durch eine Prüfung bewiesen hat, und wonach kein Beamter aus seinem Amt entfernt werden darf, außer wegen Unfähigkeit. Dadurch meinen sie, den Beamten mit einem Schläge dem unheilvollen Einfluß der Politiker, der Günstlingswirtschaft und der Korruption, entrücken zu können. Das Amt wäre dann kein unsauberes Geschäft mehr, sondern lediglich eine öffentliche Vertrauensstellung im Sinne Clevelands, der den Satz aufgestellt hat: „Public office is a public trust.“ Aber selbst wenn Schurz und seine Anhänger endgiltig siegen und aller Korruption ein Ende bereiten sollten, wäre der Erfolg nichts als ein weiterer Schritt zur Europäisierung Amerikas. Er wäre ein weiterer Beweis dafür, daß die ursprüngliche Idee, in dem ununterbrochenen Aemterwechsel etwas typisch Amerikanisches zu schaffen, sich als völliger Fehlgrieff herausgestellt hat und daß man auch in Amerika zu dem Beamtensystem, wie es in Deutschland mit besonderem Glück arbeitet und das man gerade so ängstlich vermeiden wollte, seine Zuflucht nehmen mußte. Karl Schurz, mit dem ich gerade über diesen Punkt persönliche Rücksprache nahm, wollte mir Das nicht zugeben. Er schrieb mir darüber am zwölften August 1899: „Die Civildienst-Reform hat nicht die Lebenslänglichkeit des Amtes zum Zweck, sondern nur Amtsbesitz, so lange der Beamte seine Pflicht thut. Es wird dadurch folglich nicht der selbe Beamtenstand geschaffen, wie er in Preußen existirt. Ein solcher Beamtenstand setzt vielmehr eine lange historische Entwicklung voraus.“ Nun gut! Aber: What's in a name? Es kommt doch schließlich auf Eins heraus, denn da die Beamten, die unter der neuen Dienstpragmatik den Befähigungsnachweis zu erbringen hätten, in der Regel doch auch ihrer Pflicht genügen dürften, würden sie ihr Amt eben zeitlebens bekleiden, wie sie Das in manchen Zweigen der Verwaltung, die der Korruption entrückt sind, schon jetzt thun.

Aber die Kernerkorruption und der Vorschlag, wie sie zu beseitigen wäre, liefert nicht das einzige Beispiel von Europäisierung und damit einer Degenerierung des ursprünglichen Amerikanerthumes, wie es die Väter der Republik verstanden hatten. Die äußere Politik zeigt diese Degenerierung in noch viel größerem Maße. Hier findet sie ihren Ausdruck in der vielgenannten Expansionspolitik und deren hervorragendsten Vertretern, dem monopolistischen Präsidentenmacher Mark Hanna, dem „Besitzer“ Mc Kinleys, diesem selbst und Theodore Roosevelt, dem sattsam bekannten „wilden Reiter“ und eben so wilden Redner, dem man Belüste auf das „Weiße Haus“ in Washington nachsagt. Es scheint, daß sich das amerikanische Volk endgiltig für diese Politik erklärt hat, und Tausende von Amerikanern, gebildete wie ungebildete, haben die alte washingtonsche Warnung vor Einmischung in die Welthändel und Erwerbung fremden Gebietes ohne Zustimmung der rechtlichen Besitzer einfach in die Kumpfkammer geworfen. Tausende von Amerikanern, gebildete und ungebildete, befürworten gewalttätige Einmischungen in die Politik der europäischen Mächte oder ein Bündniß mit England oder Japan zu diesem Zweck und sind jeden Augenblick bereit, für einen Krieg zu stimmen, der aus kolonialen Verwickelungen entstehen könnte. Einen solchen Umschwung der Ueberzeugungen hat die Expansion gerade unter den Anglo-Amerikanern, den allernächsten Erben Washingtons, hervorgebracht, daß das selbe Volk, das einst gegen England für seine Freiheit focht, heute gegen die Philippinos, die ebenfalls für ihre Freiheit kämpfen, einen Unterjochungskampf führt. Ja: eine ganze Reihe von Zeitungen und Personen entblödet sich nicht, sich selbst ins Gesicht zu schlagen, indem sie gegen die Buren, die gegen den selben Unterdrücker Krieg führen wie die Amerikaner 1776, Partei nehmen für England. Das ist so amerikanisch wie nur denkbar, denn es ist das vollkommene Gegentheil der Auffassung von den Aufgaben der Republik, wie sie deren Väter verkündeten. Nur die in der Fremde Geborenen, Allen voran die Deutschen und Irländer, bekämpfen geschlossen die Expansionspolitik. Und es ist gewiß eine grausame Ironie, daß sich die eingeborenen Amerikaner heute von den eingewanderten an wahren Amerikanerthum übertreffen lassen.

Auf sozialem Gebiet häufen sich die Erscheinungen der Europäisierung nicht minder erstaunlich. Ganz naturgemäß ist mit der gewalttätigen Expansionspolitik „im Interesse der Civilisation und Humanität“, wie die Expansionsisten den heuchlerischen Engländern gelehrig nachbeten, der Militarismus bei uns eingezogen, und zwar der wackere Militarismus des alten Kontinents, nicht ein vorübergehender Anfall, wie er sich bei jedem Volk nach einem glücklichen Kriege einstellen mag. Noch zeigt er kaum die ersten grünen Spitzen, aber die Saat ist doch aufgegangen. Die Nothwendigkeit ständiger Kriegsbereitschaft, um überall in der Welt mitreden zu können, ist heute durchaus populär. Die Uniform macht ihren Träger urplötzlich zum Uebermenschen, auch wenn er, statt der Verteidiger seines Vaterlandes zu sein, ein bloßer Richter des Reiches und Unterdrücker ist. Schon hat man in gewissen privaten Behraustalten die Jüdlinge in Uniformen gesteckt und läßt sie, mit Kindergewehren bewaffnet, in Reihe und Lieh zu soldatischen Uebungen über die Straße marschiren, ohne daß irgend Jemand etwas Väterliches, geschweige denn Unamerikanisches oder Europäisches darin sähe.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man auch über den Sozialismus

als etwas typisch Europäisches wickelte und lachte. „Eine Bewegung wie der Sozialismus“, verkündete man mit apodiktischer Sicherheit, „ist in Amerika unmöglich. Eine solche Giftpflanze kann nur im verjumpten Europa wachsen. Amerika ist zu gesund dafür!“ Freilich, abgesehen von Anregungen aus England, hatte der deutsche Sozialismus schon zur Zeit solcher Reden besonders in der Stadt New-York und auch sonst im Osten Wurzel gefaßt. Aber man beachtete ihn nicht. Heute zählt dieser „importirte“ deutsche Sozialismus, dessen berufenster Vertreter augenblicklich der hochgebildete Alexander Jonas in New-York ist, Tausende von amerikanischen Schülern in den ganzen Vereinigten Staaten. Ein wahrer Anglo-Amerikaner Namens Jones ist als Sozialist Bürgermeister von Toledo, einer gewaltigen Industriestadt des Staates Ohio, geworden. John P. Altgeld, ein Deutscher, war Gouverneur des Staates Illinois, gerade wegen seiner ausgesprochen sozialistischen Ideen. Und William Jennings Bryan, dem Präsidentschaftskandidaten, ist von seinen politischen Gegnern oft nachgesagt worden, daß er Sozialist sei. Freilich theilt er nicht die Ansichten Diebknachts oder Bebel's, aber voll sozialistischer Ideen steckt er sicher. Solche Beispiele ließen sich noch in Menge anführen. Die gesamte Arbeiterschaft Amerikas und ihre Führer sind heute Sozialisten oder mindestens sozialistisch „durchseucht“, wie der Freiherr von Stumm sagen würde. Auch der viel genannte „populism“ der westlichen Farmer ist im Grunde nichts als ein gemilderter Sozialismus von stark agrarischem Beigeschmack. Daß endlich Edward Bellamy, Henry George und hervorragende Kathedersozialisten an den angesehensten Universitäten, wie z. B. die Professoren Herron oder Ely, und Tausende von Gebildeten, ehemals Gegner des Sozialismus, sich zu einzelnen seiner Forderungen bekehrt haben, bestreitet heute kein Mensch mehr.

Die Erwähnung des Sozialismus führt ganz von selbst auf eine zweite sogenannte europäische Giftpflanze, der der Amerikaner gern die Fähigkeit, in Amerika zu gedeihen, abstreitet und die dennoch hier so munter wuchert wie nur irgendwo in Europa. Das ist der Antisemitismus. Da sich der Amerikaner ein für alle Male zum Paladin der Freiheit und Gleichheit und zum Schutzpatron aller Unterdrückten ernannt hat, so stünde es ihm schlecht an, offenkundig Rassenvorurtheile zu bekennen. Agitatoren des Antisemitismus giebt es daher nicht. Aber während der Amerikaner in der Öffentlichkeit Philosemitismus heuchelt, antisemitisirt er ganz im Stillen um so frohlicher. Wie der Semit keinen Zutritt zu der allerfeinsten Gesellschaft hat, so hat er ihn kraft des selben stillschweigenden Uebereinkommens auch nicht zu den allerfeinsten Privatclubs, zu den allerfeinsten Klubs und den allerfeinsten Hotels. Die Besitzerin einer solchen hochfashionablen Schule für junge Damen hat vor einiger Zeit offen eingestanden, daß sie israelitische Schülerinnen nicht aufnehme, weil die Eltern ihrer christlichen Schülerinnen es nicht wünschten. Und das hocharistokratische „Oriental-Hotel“ am Meeresstrande bei New-York ist wiederholt der Gegenstand grober Skandale gewesen, weil es im Gegensatz zu seinem Namen nur christliche Gäste herbergt. Der Besitzer leugnete zwar, aus Rassenvorurtheil zu handeln, aber Thatsache bleibt es doch, daß sein Hotel nur der amerikanischen Aristokratie offen steht. Es ist nicht der laute Antisemitismus Eurypsos, sondern ein stiller, der aber deshalb nicht minder wirksam ist und den alles Abbleugnen nicht aus der Welt schaffen kann.

Mehr als irgendwo sonst steht jedoch der scharfsichtige Beobachter auf

die Europäisierung des Amerikaners im täglichen Leben. Wo ist da die Lieblingsvorstellung Washingtons geblieben, daß die Vereinigten Staaten die leuchtende Hochburg der allgemeinen Gleichheit und damit die einzig wahrhaft demokratische Republik sein sollten? Von dieser Gleichheit sind nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Allüberall, nicht nur in New-York, der sogenannten „bösig unamerikanischen Stadt“, verschwindet die Gleichheit mehr und mehr und macht der Bildung von gesellschaftlichen Klassen Platz, — ganz wie in Europa. Schon heute kann man in Amerika von einer Aristokratie sprechen, die keineswegs nur eine Plutokratie ist. Wir haben in den Vanderbilts, Astors, de Peysters, van Rensselaer, Krugers u. s. w. von New-York nicht bloß reiche, sondern auch — wenigstens nach amerikanischen Begriffen — alte Familien, die sich für genauso vornehm halten wie die alten Adelsfamilien Europas und bei uns ungefähr die selbe Geltung beanspruchen wie einst die Fuggers und ähnliche Patrizier in den alten Reichsstädten des Mittelalters, in Augsburg, Nürnberg und anderswo. Noch stolzer sind die alten Familien im Süden, die ehemaligen Plantagenbesitzer und Sklavenbarone, von denen die new-yorker Aristokraten noch nicht einmal als voll angesehen werden, weil sie „nur“ Industrielle sind. Aber auch die new-yorker Aristokraten bilden einen exklusiven Kreis, der sich hermetisch gegen Alles abschließt, was auch nur im Entferntesten nach Plebejerthum riecht. Wie sehr sie von der Ueberzeugung erfüllt sind, etwas Besseres und Feineres zu sein, geht aus dem Bestreben ihrer Töchter hervor, wenn irgend möglich einen europäischen Herzog oder Prinzen zu heirathen. Jede dieser Familien hat ihren Stammbaum und ihr Wappen, das überall erscheint: auf dem Tischzug, auf den Möbeln, auf der Vorse des Bedienten und den kostbaren Kutschen, in denen sie ausfahren. An irgend einem europäischen Hofe verkehren zu können, sei es nun der englische oder der deutsche, ist diesen Familien der Zubegriff alles Idealen; und „presented to the Queen“ gilt als eine Auszeichnung fürs Leben, als eine persönliche Vergoldung, die eben so kostbar wie dauerhaft ist und die ganze Familie sofort mit einem gesellschaftlichen Heiligenschein umgiebt. Ist ein herberer Dohn auf den Begriff der allgemeinen Gleichheit denkbar? Uebrigens beschränkt sich diese Pflege des Kastengeistes keineswegs auf die Vanderbilts und ähnliche Leute. Auch die gesellschaftlich hinter ihnen rangirenden feinen amerikanischen Familien schließen sich wieder nach unten hin ab und lieben es, ihrem ganzen Haushalt ein äußerlich aristokratisches Gepräge zu geben. Dieses Bestreben tritt am Deutlichsten in der Erziehung der Kinder zu Tage. Und hier komme ich auf ein weiteres Beispiel der Veränderung der früheren Anschauungen.

Als eins der stärksten Bollwerke altamerikanischen Geistes war von je her die öffentliche Schule betrachtet worden. Die öffentliche Schule hat den ausgesprochenen Zweck, gerade das Gefühl der allgemeinen demokratischen Gleichheit aller Amerikaner zu hegen und zu pflegen. Hier sollten sie Alle gleich sein, hier sollte der Sohn des Straßenfegers eintätig neben dem Sohn des Zuckerkönigs sitzen. Ach, aber der Sohn des Zuckerkönigs, also der Zuckerprinz, sitzt da nicht. Es fällt dem Aristokraten gar nicht im Traume ein, seinen Sohn in die öffentliche Schule zu schicken. Er kommt da mit viel zu vielen Plebejern zusammen. Statt dorthin schickt er ihn in eine hocharistokratische theure Privatschule, wo er nur mit Seinesgleichen zusammen kommt, und hält ihm im Hause Erzieher und

Erzieherinnen. Noch vorsichtiger verfährt er mit den Töchtern. Hin und wieder schickt er vielleicht in einer altväterischen Anwandlung den Sohn in eine öffentliche Schule, die in einem feineren Stadttheile liegt, wo nur „höhere Söhne“ wohnen. Aber die Tochter hält er unter allen Umständen aus der öffentlichen Schule fern und läßt sie entweder eine feine Privatschule oder eine unter kirchlicher Leitung stehende Erziehungsanstalt besuchen. Nachher kommt sie noch in eine nicht minder feine „boarding-school,“ wo ihr der letzte Schluß in aristokratischen Manieren beigebracht wird; wo sie lernt, wie eine vornehme junge Dame spricht, wie sie lacht, wie sie sich setzt, wie sie sich erhebt, wie sie sich verbeugt, wie sie gehen muß und wie sie stehen muß und was dergleichen hochwichtige Dinge mehr sind. Doch die Mißachtung der guten alten öffentlichen Schule beschränkt sich schon lange nicht mehr auf die wirklich aristokratischen Kreise. So mancher biedere Tischlermeister oder Hutmacher schickt seine Kinder in eine Privatschule, wenn ers sich leisten kann, — weil Das „feiner“ ist.

Weniger leicht als alles Das ist dem Amerikaner die Annahme anderer europäischer Sitten geworden. In früherer Zeit war es in Amerika so g. t. wie unmbglich, irgend Jemanden zum Anlegen einer Beamten-Uniform, besonders einer Livree oder überhaupt von Etwas, das wie eine solche ausah, zu bewegen. Er erblickte darin ein ähneres Merkmal der Högigkeit, der Anrechtenschaft, eine Beleidigung Sr. Majestät des souverainen Amerikaners. Auch Das hat sich geändert. Der junge Amerikaner sträubt sich nicht länger, als Bedienter, als Lift-boy oder Laufburche in Hotels, Klubs und anderen öffentlichen Gebäuden eine Livree anzuziehen. Die Wagenführer und Kondukteure der Straßenbahnen tragen willig ihre Uniform. Die Amerikanerin, die als Kellnerin im Restaurant oder in einem vornehmen Hause dient, trägt willig das vorschriftgemäße schwarze Kleid mit weißer Schürze, weißem Kragen und weißem Häubchen nach englischer Mode. Ja: man kann heute lange suchen, ehe man noch einen freien amerikanischen Kellner oder eine Kellnerin findet, die dem Gast das Trinkgeld entrüstet zurück-schieben. Auch hier heißt es: es war einmal!

Ähnliche Beispiele ließen sich noch zu Dupenden anführen. Die erwähnten genügen jedoch, um zu beweisen, wie schnell die Europäisierung und damit die Entamerikanisierung des Altamerikaners fort-schreitet. Daß der neue Amerikaner damit alle nationalen Eigenschaften verloren hätte, soll natürlich nicht gesagt sein. Aber der reine demokratische Geist Amerikas hat jedenfalls die Stichprobe auf die Wirklichkeit nicht bestanden und macht dem aristokratischen Geist Europas Platz, wie Professor Münsterberg von der Harvard-University ihn scharfsichtig für Amerika nicht bloß prophezeit hat, sondern auch wünscht. Europa würde damit über Amerika, das ihm ja so wie so fast seinen ganzen geistigen Reichthum verdankt, triumphiren und die Republik Washingtons wäre dann ein Traum gewesen. Freilich ein wunder-schöner Traum, viel zu früh geträumt und vielleicht niemals zu verwirklichen, so lange wir Menschen keine Halbgötter sind, sondern nur die höchsten thierischen Bewesen mit unausrottbaren thierischen Unvollkommenheiten.



Soziologische Geschichtsauffassung.*)

„Genügt“, so könnte man fragen, „die Auffassung der Geschichte als eines naturnothwendig sich abspielenden Kampfes sozialer Gruppen um Macht und Herrschaft, um Einfluß und Geltung, zur Erklärung aller der politischen Erscheinungen, aller der Einrichtungen des Staates und seiner ganzen Rechtsordnung mit ihrer mannichfachen Entwicklung, die uns die Geschichte bietet? Denn wenn diese soziologische Geschichtsauffassung dazu nicht ausreicht, dann ist sie eben ungenügend und werthlos!“ Ich zögere nicht, auf die Frage zu antworten: Ja! Die soziologische Auffassung, und sie allein, erklärt uns nach allen Seiten hin alle Erscheinungen der Rechtsordnung und Politik; sie löst uns die Räthsel aller staatlichen Einrichtungen, die auf andere Weise nicht erklärt werden können. Die Institutionen des Grundeigentums, der Vaterfamilie, des Erbrechtes, ja sogar des gesammten Schuldrechtes lassen sich einzig und allein aus der Tendenz der Selbstbehauptung der herrschenden Klassen vollständig erklären.**) Noch leichter und einfacher die Institutionen des Staatsrechtes, wie z. B. die Parlamente, die Exekutivgewalt, das gesammte Verwaltungsrecht u. s. w.

Selbstverständlich ergeben und erklären sich alle Aenderungen und Reformen dieser Institutionen wieder aus der Tendenz der Selbstbehauptung der beherrschten Klassen, und zwar dieser Klassen der Reihe nach, in dem Maße, wie sie wirtschaftlich und intellektuell erstarken und gegen den Druck von oben ihren Gegendruck von unten ausüben. Dieser Druck und Gegendruck sind die Triebfedern aller staatlichen Entwicklung; und so wird der soziologische Grundsatz, daß jede Gruppe dem Triebe der Selbstbehauptung folgt, zum Schlüssel, der die verschlossenen Pforten politischer Erscheinungen und geschichtlicher Räthsel aufsperrt. Um diesen Satz in extenso zu beweisen, dazu wären freilich Bände nöthig. Zum Theil habe ich nähere Ausführungen in meinem „Allgemeinen Staatsrecht“ geliefert. Ich möchte hier nur auf einen kurzen Aufsatz in meinen „Soziologischen Essays“ (1899) hinweisen: „Was ist Recht?“ Darin erbrachte ich den Beweis, daß jedes Recht ein Kompromiß zweier oder mehrerer Gruppen ist, eine Etappe in einem ewigen Kampfe. Deshalb „entwickelt“ sich ja jedes Recht, weil jede Partei in solche Kompromisse stets nur gezwungen einwilligt, — mit dem Hintergedanken, von der Gegenpartei die Erfüllung der von ihr übernommenen oder ihr auf-

*) S. „Zukunft“ vom 9. Dezember 1899.

**) Eine ausführliche Ableitung dieser Rechtsinstitutionen aus der Tendenz der jeweilig herrschenden Klassen finden die Leser in meinem „Allgemeinen Staatsrecht“ (Innsbruck, 1897).

gedrungenen Verpflichtung zu fordern, selbst aber der eingegangenen Verpflichtung sich, so bald es irgend möglich ist, zu entziehen. Das ist die Natur jedes Rechtes. Wer es nicht glauben will, mag die Geschichte des europäischen Konstitutionalismus, wenn auch nur der letzten fünfzig Jahre, aufschlagen. Jedes Blatt dieser Geschichte lehrt, wie die beiden kontrahierenden Parteien beim Vertragsabschluß ihre Hintergedanken hatten, die Einen, den Absolutismus aufrechtzuhalten, die Anderen, unter der Form des Parlamentarismus sich die Herrschaft zu sichern bemüht waren. Alle Entwicklung dieser Verfassungen geht aus den Bestrebungen hervor, die bestehenden Satzungen zu eigenem Vortheil und zum Nachtheil der Gegner auszunützen. Das erfahren wir täglich aus den Zeitungen und können es zwischen den Zeilen der Zeitungverlogenheit lesen.

Erklären aber läßt sich diese ganze Geschichte gar nicht anders als mit der — jeder Gruppe eigenen — Tendenz der Selbstbehauptung, die ein Streben nach Zurückdrängung, Herabdrückung und Aufnuzung der anderen Gruppen erzeugen muß. Auch jedes historische Ereigniß ist nur aus diesem Gesichtspunkt zu begreifen. Denn wie das Recht, so ist auch jedes geschichtliche Ereigniß zunächst eine soziale Erscheinung, d. h. eine solche, die einzig und allein aus dem Zusammen- oder, besser gesagt, dem Gegeneinanderwirken mindestens zweier sozialen Gruppen entsteht. Daher kann eine historische Thatsache erst dann erklärt werden, wenn man ihre Genesis aus dem Gegeneinanderwirken der verschiedenartigen Gruppen nachweist. Nun wissen wir aber, daß die von den Historikern seit Jahrtausenden beliebte sogenannte heroistische Methode der Darstellung diesem wissenschaftlichen Erforderniß nicht Rechnung trägt. Wenn z. B. ein Historiker die Abfassung eines Geschichtswerkes mit der Absicht beginnt, zu zeigen, welche klugen und tapferen Herrscher sein Vaterland hatte, so wird er sich von vorn herein Mühe geben, alle historischen Ereignisse als Thaten und persönliche Verdienste dieser Herrscher darzustellen. Möglich ist ja auch, daß ein Historiker in bestem Glauben die „großen Thaten und Tugenden“ der „Landsöäter“ darstellt, — in der edlen Absicht, damit gewisse Gefühle zu wecken und zu beleben: Vaterlandsliebe, Loyalität, Legitimität (z. B. im Deutschland vor 1870) oder das „monarchische Gefühl.“ Möglich wäre ja auch (ich glaube es allerdings nicht), daß sie damit ihr Ziel erreichen: dann verdienen sie sich ehrlich ihr Kreuzlein oder Ordensband von den p. t. Interessenten. Der Wissenschaft aber haben sie damit gar keinen Dienst geleistet. Denn heute weiß doch jeder nur halbwegs naturwissenschaftlich denkende Mensch, daß die Geschichte nicht das Werk freier Willenshandlungen einzelner Personen ist, nicht einmal der „allerhöchsten,“ sondern das Resultat von Gruppenkämpfen, möge man diese Gruppen je nach Umständen als Stämme, Natio-

nen, Klassen, Parteien, Koterien oder Cliques bezeichnen. Verhält sich aber die Sache so, dann hat es keinen wissenschaftlichen Werth, die Geschichte zu panegyrischen oder angeblich patriotischen Zwecken zu mißbrauchen, sondern es kann dann einzig und allein Aufgabe der Geschichtschreibung sein, die wirkliche Genesis der geschichtlichen Ereignisse aus dem Gegeneinanderwirken der sozialen Elemente abzuleiten.

Das Schema der heroistischen Historiker pflegt so auszusehen: Amenophis der Große war ein kluger und tapferer Herrscher. Er schlug die Assyrer (so lautet die ägyptische Geschichte; die assyrische wird an dieser Stelle sagen, Cyrus sei tapfer gewesen und habe die Ägypter geschlagen); sein ganzes Sinnen und Trachten galt dem Wohl seines Volkes; auch ließ er im Niltal Kanäle bauen und machte das Land fruchtbar u. s. w. Dieses überall und ewig sich wiederholende Schema ist ein Unsinn. Denn die Feinde hat noch kein Herrscher geschlagen, auch nicht der allergroßte; auch der Bau von Kanälen ist noch nie der alleinigen Initiative eines Herrschers zu danken gewesen. Wir wissen heute sehr gut, daß ein Kanal erst als wirtschaftliches Bedürfnis sich großen Interessentkreisen fühlbar machen muß, daß es dann geschickte Ingenieure geben muß, die über die Ausführungen eines solchen Werkes nachdenken und entsprechende Pläne entwerfen, und daß diese Pläne sich unter dem Einfluß von Kritik und Gegenkritik entwickeln und reifen. Solche Werke sind also soziale Erscheinungen, da sie aus allgemeinen Bedürfnissen und Interessen hervorgehen und durch moralische und materielle Unterstützung interessirter Gruppen, nicht ohne Kampf gegen andere, von anderen Interessen beherrschte Gruppen, durchgeführt werden. Mag nun der heroistische Geschichtschreiber noch so laute Jubelhymnen zu Ehren des Ramses oder Amenophis als des Erbauers des Niltkanales anstimmen: wir wissen, daß es Jahrhunderte dauerte, bis das Werk reifte, daß zahlreiche Pläne und Entwürfe, Proben und Versuche, Untersuchungen und Experimente viele Generationen hindurch nöthig waren und daß hartnäckiger Widerstand der Gegner besiegt werden mußte, ehe es endlich ausgeführt werden konnte. Eine wissenschaftliche Geschichtschreibung wird sich also nicht damit begnügen, zu sagen: „Ramses oder Amenophis der Große hat diesen Kanal gebaut, — Heil ihm!“ Sie wird vielmehr all die wirtschaftlichen Bedürfnisse und all die sozialen Kämpfe, die durchgefodten werden mußten, bis diesen Bedürfnissen Befriedigung ward, darzulegen haben. Eine solche Darlegung hat einen wissenschaftlichen Werth. Die heroistische Phrase ist wissenschaftlich ganz werthlos. Denn sie ist jedenfalls eine Unwahrheit, also das Gegentheil jeder Wissenschaft.

Daraus folgt nun nicht etwa, daß aus der Geschichtschreibung die Individualitäten ganz entfernt werden sollen. Durchaus nicht! Die Indi-

vidualitäten spielen immer eine gewisse Rolle als Führer, die von den Gruppen vorwärts gedrängt werden, als Vertreter von Gruppeninteressen, als Brennpunkte von Gruppenbestrebungen, als Verkörperungen von Gruppentendenzen. In dem Maß, wie ein solcher Führer mehr oder weniger die Interessen seines Milieus in seiner Persönlichkeit zum Ausdruck bringt, ist seine Tätigkeit mehr oder weniger erfolgreich. Die Größe der Individualität hängt aber davon ab, ob sie fähig ist, die Gefühle der Gruppen — manchmal auch der Masse — zu errathen, die Gedanken und Strebungen mächtiger Gruppen oder Massen zu vertreten und sich zum Werkzeug ihrer Ausführung zu machen. Das konnten Persönlichkeiten wie Cavour und Bismarck und darin bestand ihre Größe, darin lag das Geheimniß ihres Erfolges. Denn politische Genialität besteht eben darin, die Strebungen mächtiger Gruppen zu errathen und ganz in sich aufzunehmen. Aber auch die Tätigkeit solcher politischen Genies wird eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung nicht in blinder Lobhudelei zur Darstellung bringen; sie hat vielmehr nachzuweisen, wie die aus sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen sich ergebenden Bedürfnisse und Interessen der Gruppen in der Persönlichkeit dieses Führers ihren Ausdruck fanden. Nicht die Führer schaffen sich ihre Gruppen, sondern die Gruppen schaffen sich ihre Führer; nicht das politische Genie eröffnet neue Bahnen; das Volk drängt in neue Bahnen und huldigt dem Genie, das sein Drängen früh begriffen hat. Der beste Beweis, daß der so beliebte individualistische Heroismus in der Geschichtswissenschaft keinerlei Berechtigung hat, ist der Umstand, daß man die Geschichte eines Staates wissenschaftlich darstellen und nachweisen kann, warum dieser Staat gerade eine solche Entwicklung und keine andere durchmachen mußte; daß man seine wirkliche Entwicklung vollkommen genügend aus geographischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen erklären kann, ohne dabei auch nur eine einzige Persönlichkeit zu erwähnen. Man kann die Geschichte eines Staates ganz „unpersönlich“ schreiben, also die Heroen und Aale, die es sein möchten, ungenannt sein lassen. Ansätze zu einer solchen unpersönlichen, heroenlosen Geschichte finden wir jetzt schon in Ragels „Politischer Geographie.“ Riegel formulirt Grundsätze und Gesetze der Entwicklung der Staaten, den geographischen und ethnographischen Bedingungen gemäß, unter denen sie entstanden und lebten. Dabei spielen die großen Staatsaktionen der Monarchen und Minister gar keine Rolle; es kommt auf sie gar nicht an; sie sind quantités négligeables. Entscheidend für die Richtung der historischen Entwicklung sind eben nicht individuelle Eigenschaften einzelner Personen, sondern nur die allgemeinen geographischen, wirtschaftlichen, insbesondere aber die sozialen Bedingungen eines gegebenen Staates, d. h. die Verhältnisse der in ihm enthaltenen, sein Volk bildenden sozialen Elemente.

Auf sie kommt es an; sie geben den Ausschlag, ihr Kräfteverhältniß entscheidet über die Richtung der Entwicklung des Staates.

Wenn aber die Erklärung geschichtlicher Thatfachen und Ereignisse aus individuellen Eigenschaften und Willensrichtungen leitender Persönlichkeiten unwissenschaftlich ist, so ist es nicht minder die Ableitung geschichtlicher Entwicklungen aus dem „Volkswillen“, aus dem Charakter oder Temperament des Volkes, aus der sogenannten „Volkseele“. Diese Phrasen, die wir häufig bei demokratischen und liberalen Historikern finden, bezeichnen das entgegengesetzte Extrem, das eben so unwissenschaftlich ist wie die individualistische Methode der Geschichtschreibung. Denn auch diese national-kollektivistische Darstellung beruht auf einer Fiktion, und zwar auf der Fiktion des „Volkes“ als einheitlichen Subjektes geschichtlicher Handlungen und Thaten. Ein solches einheitliches Subjekt geschichtlicher Thaten giebt es nicht. Das Volk will nichts und sieht nichts, freut sich nicht und trauert nicht; jedes Volk ist eine aus heterogenen sozialen Elementen zusammengesetzte Einheit, die sich nur in seltensten Ausnahmefällen als Einheit fühlt, im gewöhnlichen Laufe der Dinge aber ein Chaos entgegengesetzter Strebungen und Strömungen darstellt. Was da die Einen sehen und fühlen, sehen und fühlen die Anderen nicht; daraus folgt, daß, was die Einen wollen, die Anderen nicht wollen, was die Einen freut, die Anderen ärgert. Will etwa das deutsche „Volk“ den Mittelstandsanal? Rein. Der Westen will ihn, ein großer Theil des Ostens will ihn nicht. Und so war es stets und überall. Was die oberen Zehntausend wollen, Das wollen die unteren Millionen nicht, — und umgekehrt. Was also die Historiker von dem „Volke“, von seiner Geistesbeschaffenheit, von seinen Tendenzen, Zielen u. s. w. sagen, Das sind immer mehr oder weniger poetische Floskeln, deren Werth nicht höher ist als der gewisser Generalcharakteristiker „unserer Vorfäter“, denen man bei nationalen Historikern so häufig begegnet. Merkwürdig: diese unsere Vorfahren zeigen überall die selben edlen Züge, gleichviel, ob wir nationale Historiker Frankreichs, Deutschlands oder Rußlands befragen. Diese „unsere Vorfahren“ sind immer tapfer, gastfreundlich, großmüthig; als Schwäche wird ihnen höchstens nachgesagt, daß sie manchmal etwas über den Durst tranken. Solche allgemeine Charakteristiken der Nationen oder Völker haben keinen wissenschaftlichen Werth, einfach, weil sie der Wahrheit nicht entsprechen und deshalb nichts erklären. Die soziale Entwicklung kann nur durch die Darstellung der Machtverhältnisse und des gegenseitigen Einwirkens dieser heterogenen Bestandtheile auf einander erklärt werden. Diese Machtverhältnisse sind aber bedingt durch die vorwiegend wirtschaftlichen Interessen der einzelnen Gruppen, nicht durch eine psychische Beschaffenheit ihrer Gesamtheit, durch die Beschaffenheit irgend einer „Volkseele“. Denn die wirtschaftlichen Interessen

jeder einzelnen Gruppe (wohl zu unterscheiden von den Klassen!) schreiben ihr ein gewisses Verhalten anderen Gruppen gegenüber vor und geben ihr eine bestimmte Marschrouten im unvermeidlichen sozialen Kampf. Ob auf dieses Verhalten und auf die Richtung ihres Vorgehens irgend welche psychische Beschaffenheit nach Abstammung und Rasse (wovon wir überhaupt nichts wissen können) irgend einen Einfluß hat, Das ist sehr zweifelhaft.

Noch ein Grund, vielleicht der wichtigste, spricht für die Behandlung der Geschichte vom soziologischen Standpunkt. Nur von diesem Standpunkt aus kann man zu Erkenntnissen gelangen und Thatsachen feststellen, die sich während die heroistische und die nationale Geschichtsschreibung sich in lauter Behauptungen ergeht, die man nicht kontrolliren kann. Wenn uns z. B. die heroistische Geschichtsschreibung Alexanders des Großen Feldzug gegen Persien aus dessen Unternehmungslust und Abenteuerlust erklärt, so ist es doch nicht möglich, diese Behauptung nachzuprüfen. Denn was im individuellen Geiste vorgeht, mag wohl Gegenstand dichterischer Darstellungen, schmeichlerischen Lobes oder verleumderischer Angriffe sein: wissenschaftlich erweisen läßt es sich nicht. Einer mag sagen, Alexander sei durch die homerischen Gesänge zu seinen Kriegszügen nach Asien begeistert worden; Andere wieder mögen behaupten, Goldgier habe ihn nach Persien getrieben. Wissenschaftlich läßt sich weder Dies noch Jenes begründen. Wenn wir aber — um bei dem Beispiel des Makedonierkönigs zu bleiben — sagen, daß ein kriegerisches Bergvolk, in seinen unfruchtbaren Wohnsitzen Mangel leidend und dem Selbstbehauptungstrieb folgend, keinen anderen Ausweg hatte als den, in die fruchtbaren Ebenen Kleinasiens hinabzusteigen und das nächste reiche Kulturland zu überrumpeln, um dessen Schätze zu rauben: so ist damit eine Wahrheit ausgesprochen, die immer und überall unter ähnlichen Verhältnissen konstatiert werden kann. Es handelt sich hier um eine allgemeine soziale Erscheinung; sie entspringt dem Selbstbehauptungstrieb der sozialen Gruppen, der sich immer und überall den Verhältnissen gemäß äußert. Freilich: wenn das arme Bergvolk schwach und von mächtigen, wehrhaften Staaten umgeben ist, also keine Raubzüge unternehmen kann, dann muß es sich begnügen, in den Ebenen — sagen wir meinetwegen —: Raftelbinderei zu treiben, wie es die armen Slowaken Oberungarns thun. Die sozialen Verhältnisse, denen sich der Selbstbehauptungstrieb anpassen muß, bewirken eben die historische Entwicklung. Ein Blick in diese Verhältnisse lehrt, warum es meist kriegerische Bergstämme waren, die über friedliche Thalwohner herfielen, sie unterjochten und so Staatengründer wurden. Ob in den Führern solcher Erobererbanden Ehrgeiz oder Habsucht wirkt, ob sie dem Drängen ihrer Umgebung folgen, aus Furcht vor Absehung im Weigerungsfalle: diese möglichen psychischen

Motive, die im Individuum wirken, lassen sich wissenschaftlich nicht feststellen. Die soziale Erscheinung als solche aber ist sehr leicht aus dem Verhältnis der Gruppen zu einander und aus dem allseitigen Selbstbehauptungstrieb zu erklären.

Als Südeuropa, zur Zeit der Völkerwanderung von den nordischen Barbaren übersflutet, die römische Kultur vernichtet sah und sich allmählich in neuen Formen zu Reichthum und Kultur aufschwang, da waren es wieder barbarische Türkenhorden, die das Land überschwemmten und ihrer Herrschaft unterwarfen. Auch hier wäre es unwissenschaftlich, die Ursache der Türkeneinfälle in der Individualität der regierenden Sultane oder Großvezire zu suchen. Von Dem, was in der individuellen Psyche dieser Leute vorging, können Historiker je nach ihrer Phantasie uns allerlei „psychologische“ Darstellungen geben. Wissenschaftlich kann Keiner von ihnen seine Ansicht beweisen. Daß aber das kriegerische Türkenvolk die europäischen Kulturländer mit Krieg überzog, um reiche Beute einzuheimsen, Sklaven und Sklavinnen zu rauben: diese klare Thatsache beruht auf einem leicht nachweisbaren soziologischen Gesetz, das auch künftig wirksam sein wird.

Thöricht ist aber auch der Versuch, die geschichtlichen Ereignisse und Aktionen aus Ideen, religiösen oder nationalen, ableiten und so erklären zu wollen. Denn auch die Wahrheit solcher Behauptungen läßt sich wissenschaftlich nicht erweisen. Ob z. B. die Massen der Kreuzfahrer thatsächlich nach Jerusalem zogen, um das „Grab Christi zu befreien“, und weil „Gott es so wollte“: darüber sind nur Vermuthungen möglich. Vielleicht wirkte dieses Motiv bei den fanatisirten Massen mit. Sicher aber ist, daß die zuerst von der französischen und normännischen Ritterschaft unternommenen Kreuzzüge eine Fortsetzung der mittelalterlichen Raub- und Plünderungszüge aus der Zeit waren, wo Normannen und anderes Raubgesindel ganz Europa beunruhigten, reiche Städte überfielen und plünderten. Jetzt wollten sie ihr Glück auch in den Schatzkammern orientischer Sultane versuchen, von denen fromme Pilger so viel zu erzählen wußten. Uebrigens hatte sich diese Ritterschaft in Frankreich und dem benachbarten Gebiet so vermehrt, daß für den Nachwuchs keine entsprechenden „Stellungen“, d. h. keine Fürstenthümer, Grafschaften, Herrschaften und Besitzungen mehr vorhanden waren. So mußte ein Streben nach Gebietserwerbungen entstehen und darum mußte diese abenteuernde Ritterschaft, dem Drang des Selbsterhaltungstriebes folgend, sich nach neuen Ländern umsehen, um sich da eine Existenz zu gründen. Der Gedanke an das von „Ungläubigen“ beherrschte Kleinasien lag nah. Und die Phrase von der „Befreiung des Heiligen Grabes“ bot den willkommenen Vorwand, um bei dieser Unternehmung auch den Segen der Kirche zu erlangen. Und die Kirche hatte gleichfalls ihre geschäftlichen

Abichten. Wo immer die Herren Ritter Land und Leute erwarben, da ging die Kirche nie leer aus. Außerdem konnte sie den Rittern, die Reisegeld nach Palästina brauchten, ihre arg heruntergekommenen europäischen Ländereien für einen Pappenstiel abkaufen oder gegen baaren Vorschuß in Pfand nehmen. Meist versielen dann diese Pfänder. Die Kirche ist eben eine soziale Institution wie andere auch, eine soziale Gruppe, die sich, wie jede andere, erhalten will. Genügsame Individuen kann es geben, auch einzelne Heilige, die Besitz und Vermögen verschmähen und auf irdische Güter verzichten. Aber soziale Gruppen sind nie so enthaltsam. Die Kirche als Institution hat die Natur einer sozialen Gruppe und als solche ist auch sie vom Selbstbehauptungstrieb besetzt. So lagen denn die Kreuzzüge im Interesse der verkrachten Ritterschaft und der vorwärts strebenden Kirche. Dieses der Kirche und dem Adel gemeinsame Interesse war die mächtigste Triebfeder der ganzen Aktion. Die frommen Schlagwörter waren auf die Massen berechnet, die man brauchte, da doch ohne Kanonenfutter kein Krieg geführt werden kann.

Die Historiker der Kreuzzüge aber stellen die ganze Aktion in panegyrischer und heroistischer Weise als ein Werk religiöser Begeisterung dar. Das thaten auch die Dichter der Kreuzzüge und Das ist ja recht schön; diese Geschichten in Reimen, die man Poesie nennt, und diese Poesie in Prosa, die man Geschichte nennt, haben auch ihre Existenzberechtigung, — nur sind sie keine Wissenschaft. Eine wissenschaftliche Darstellung der Kreuzzüge hat uns die wirklichen Triebfedern dieser Aktionen zu entschleiern, nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern vorwiegend auf sozialem Gebiet, d. h. auf dem Gebiet der gegenseitigen Verhältnisse der in Betracht kommenden sozialen Gruppen.

Vielleicht wird nun gesagt werden, die Geschichtschreibung müsse unerträglich langweilig werden, wenn sie immer und ewig das selbe Lied von den sozialen Ursachen der Ereignisse, von dem Selbstbehauptungstrieb der Gruppen und dem „Kassenkampf“ herunterleiere. Diese Einwendung wäre aber nicht stichhaltig. Denn erstens ist es ja nicht die Aufgabe der Wissenschaft, uns ein schönes Wandelpanorama vorzuführen, sondern, uns die Erkenntnis der Wahrheit zu vermitteln, möge diese Wahrheit auch noch so monoton und langweilig sein. Auch andere Wissenschaften operieren nur mit einigen Grundkräften, durch die sie alle Erscheinungen ihres Gebietes erklären, ohne dadurch ihren wissenschaftlichen Charakter einzubüßen, so z. B. die Astronomie. Sie erklärt alle Erscheinungen des ganzen Planetensystemes durch Schwere und Anziehung. Und es bildet gerade einen großen Reiz und Vorzug dieser Wissenschaft, daß sie mit der Annahme fast nur zweier Grundkräfte die ganze Fülle und Mannichfaltigkeit der Erscheinungen der Planetenwelt erklärt. So braucht denn auch bei der soziologischen Auffassung der Geschichte eine Minderung

ihrer Wissenschaftlichkeit keineswegs befürchtet zu werden; und eben so wenig eine Abschwächung des Interesses an der Geschichtschreibung. Denn wenn auch eine solche Auffassung der Geschichte immer und überall die selbe Triebfeder des Vorgehens der Gruppen sieht, so sorgt doch schon die Verschiedenheit dieser Gruppen nach Abstammung, wirtschaftlicher Lage, politischer und sozialer Stellung, Bildung, Sittlichkeit u. s. w. für eine solche Mannichfaltigkeit der durch die selbe Triebfeder verursachten Aktionen, daß eine Monotonie nicht zu befürchten ist.

Auf den ersten Blick könnte es freilich scheinen, daß diese sozialen Gruppen, da sie überall in den selben Verhältnissen zu einander stehen, als herrschende, beherrschte oder Mittelklassen, überall in gleicher Weise handeln und vorgehen, daß man also die ganze Weltgeschichte nach soziologischer Auffassung mit einem Schema erledigen könnte. Aber welche individuelle Verschiedenheit der Gruppen wird schon allein durch Zeit und Ort erzeugt, in denen der Gruppenkampf sich abspielt! Dazu kommen dann noch die ethnographischen, nationalen und kulturellen Verschiedenheiten und endlich die Einflüsse der geographischen und wirtschaftlichen Umwelt. Die individuell-psychologischen Beweggründe des Handelns der „Herosen,“ der Herrscher und Staatsmänner, können gar nicht so mannichfach sein wie die das Vorgehen der Gruppen bestimmende Verschiedenheit des geographischen und sozialen Milieus. Für die Behandlung der Geschichte vom soziologischen Standpunkt aus sprechen also zunächst alle wissenschaftlichen Gründe: die Möglichkeit der Erkenntnis der Wahrheit — und Das ist der letzte Zweck aller Wissenschaft —, der Nachweis eines Naturprozesses — und Das ist der Gegenstand jeder Wissenschaft —; endlich die Möglichkeit, zur Formulierung oberster Gesetze aller sozialen Entwicklung, also zum höchsten Ziel aller Wissenschaft, zu gelangen. Von Alledem kann bei der individuell-heroistischen Behandlung der Geschichte gar nicht die Rede sein. Denn nie und nimmer läßt sich eine historische Wahrheit auf individuell-psychologischer Grundlage feststellen; auch können Thaten und Handlungen der Herrscher und Staatsmänner, so lange sie als Ausfluß ihres freien Willens dargestellt werden, uns nicht den Verlauf eines Naturprozesses veranschaulichen; endlich kann die individuell-heroistische Geschichtschreibung nie und nimmer zur Formulierung oberster Gesetze historischer Entwicklungen gelangen, die sie auch gar nicht anstrebt, weil doch solche obersten zwingenden Gesetze mit den „freien“ Willensakten ihrer Helden nicht vereinbar sind und weil sie fürchten müßte, durch Formulierung solcher Gesetze dem „Heldenthum“ und der „persönlichen Größe“ der Männer Eintrag zu thun, um deren Verherrlichung es den heroistischen und nationalen Historikern bei ihrem Bemühen doch vor Allem zu thun ist.

Französische Wirtschaftspolitik.

Seit Jahrzehnten mißbrauchen die französischen Eisenbahngesellschaften das Vertrauen und die Geduld des Publikums. Hohe Eisenbahntarife, niedrige Löhne der Angestellten, äußerst unbequeme und schlecht gehaltene Wagen, mangelhafte Beleuchtung und Heizung, häufige Verspätungen und überaus zahlreiche Zusammenstöße und Entgleisungen haben schon mehrmals den Gedanken an eine Verstaatlichung der Eisenbahnen nahe gelegt. Aber stets gelang es den Gesellschaften, da ihre Aktionäre den einflussreichsten Kreisen angehören und da sie gelegentlich auch vor direkter Bestechung nicht zurückzucken, die öffentliche Meinung wieder zu beruhigen.

Durch so leichte Siege steigerte sich aber die Ungenügsamkeit der Eisencompagnien mehr und mehr; und schließlich gerieth selbst der gutmüthigste Theil des Publikums in Horniſch. Die Zeitung „Matin“ eröffnete eine regelrechte Fehde und gelangte, sekundirt von der erregten öffentlichen Meinung, in kurzer Zeit dahin, eine solche Menge von Mißbräuchen festzustellen, daß die Dringlichkeit der Frage kaum noch bestritten werden konnte. Mit welchem Interesse das Publikum die Polemik des Blattes verfolgte, geht allein schon aus der Thatsache hervor, daß die Abonnentenzahl der Zeitung sich im Laufe der letzten Monate mehr als verdoppelt hat.

Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß das französische Publikum zwar leicht zu erwärmen ist, aber eben so schnell wieder erkalte und sich wahrſcheinlich schon längst wieder beruhigt hätte, wenn der Ressortminister neutral geblieben wäre. Zum Glück wird das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zur Zeit aber von Pierre Baudin verwaltet, der zur radikal-sozialistischen Partei gehört, jung — er zählt etwa sechsunddreißig Jahre —, energisch und kampflustig ist. Er ermahnte die Eisenbahngesellschaften eindringlich an ihre Pflichten gegenüber Publikum und Staat; und nach bewährter Praxis versprochen sie auch alle möglichen Verbesserungen, um den Sturm zu beschwören und, nachdem er sich gelegt haben würde, wenig oder nichts zuthun. Freilich schützten sie — gleichfalls nach bewährter Praxis — die Nothwendigkeit eingehender Versuche vor, ehe zu irgend welchen Neuerungen geschritten werden könnte. Dadurch hofften sie, Zeit zu gewinnen, und inzwischen konnte ein Ministerwechsel eintreten.

Nun hat aber kürzlich der sozialistische Deputirte Jean Bourrat, der für Eisenbahnverstaatlichung ist, einen äußerst interessanten Bericht fertiggestellt. Aus diesem Bericht ist zu ersehen, daß die Konzessionen der vier großen Eisenbahngesellschaften, deren Verstaatlichung zuerst in Frage käme, noch bis zu folgenden Zeitpunkten fortlaufen: der Gesellschaft der Ostbahn bis zum sechsundzwanzigsten November 1954, der Westlichen Bahnen und der Orleansbahn bis zum einunddreißigsten Dezember 1956 und der Südbahn bis zum einunddreißigsten Dezember 1960. Bis diese Eisenbahnen an den Staat zurückfielen, würden also selbst im günstigsten Fall, Das heißt: wenn es den Gesellschaften nicht gelingen sollte, ihre Konzessionen verlängert zu erhalten, noch fünfundsünfzig bis sechzig Jahre verfließen und inzwischen würde das Publikum mehrlos der weiteren Ausbeutung preisgegeben sein. Denn der unaufhörliche Ministerwechsel, der einer der übelsten Auswüchse des französischen Parlamentarismus ist, macht jede Durchführung ernstere Reformen außerordentlich schwierig. Raum hat sich ein Minister einge-

arbeitet, kaum ist er mit den Mißständen bekannt geworden und so weit, Reformen vorzuschlagen, so tritt an seine Stelle ein Anderer, der in der Regel der entgegengesetzten Partei angehört und nichts Schleunigeres zu thun hat, als die Reformprojekte seines Vorgängers zu beseitigen.

Die französischen Finanzen haben unter dieser Kurzlebigkeit der Ministerien ganz besonders gelitten. Seit dem Jahre 1774 hat Frankreich nicht weniger als hundertfünfunddreißig Finanzminister gehabt; und im Laufe der letzten neunundzwanzig Jahre, seit der Begründung der dritten Republik, ist das Portefeuille des Finanzministeriums fünfundvierzigmal von Hand zu Hand gegangen. Wesentlich dem Einfluß dieses stetigen Ministerwechsels ist denn auch die außerordentliche Rückständigkeit des französischen Finanzwesens und die hohe Verschuldung des Staates zuzuschreiben. Nicht umsonst schrieb vor einigen Jahren der bekannte französische Statistiker und Finanzschriftsteller Alfred de Foville, heute Direktor der französischen Münze: „Wenn ich Vergleiche zwischen Frankreich und England anstelle, so sehe ich in England Ministerien unter Zustimmung des ganzen Landes, ja, selbst ihrer Gegner, an der Verbesserung des Staatsmechanismus arbeiten. Man decentralisirt, man entlastet und man reduziert dort den Hauptstock und die Zinsen der Staatsschuld. Wie ganz anders bei uns! Fünf Ministerien lösten einander im Laufe von achtzehn Monaten ab, jedes hatte ein anderes, neues Programm; aber keins hat sein Programm zu verwirklichen vermocht. Unsere Steuern erdrücken uns und doch ist keine Rede davon, sie zu verringern. Im Gegenteil: man vermehrt sie. Unser Budget übertrifft die Budgets aller anderen Staaten und unsere Staatsschulden sind die größten, die irgend ein Land hat. Sie belaufen sich bereits auf dreißig Milliarden; und dabei fährt man fort, sie unter verschiedenen Vorwänden jährlich um eine halbe Milliarde zu erhöhen.“ Diese eigenthümliche Finanzwirtschaft wird vielleicht am Besten durch die seltsame Thatsache beleuchtet, daß überhaupt Niemand den genauen Betrag der französischen Schuld kennt. Allen Bemühungen einer Reihe von Finanzministern gelang es nicht, über eine approximative Schätzung hinauszugelangen. Das hat der jetzige Finanzminister Caillaux in einem — übrigens äußerst optimistischen — Finanzexposé eben erst selbst zugestanden.

Ich komme aber auf die Eisenbahnen zurück. Bourrat hebt mit Recht hervor, daß der Rücklauf bis zum ersten Januar 1900 erfolgen müßte, wenn man nicht bei Berechnung der den Gesellschaften gebührenden Entschädigung die bedeutende Einnahmensteigerung des letzten Jahres mitzuberechnen gendthigt sein wolle. Der jährliche Mehrbetrag, der den Gesellschaften dann zu zahlen wäre, macht acht Millionen, mithin für die ganze Periode bis zum Erlöschen der Konzessionen vierhundertsechshundvierzig Millionen Francs aus und bedeutet nebst Zinsen und Zinseszinsen eine Belastung des Staates mit mindestens einer Milliarde. Dagegen würde der sofortige Rückkauf auf Grund der von Bourrat nach den bestehenden Verträgen dargelegten Bedingungen, die den Aktionären bei Übernahme der Eisenbahnenverwaltung durch den Staat eine feste Dividende garantiren, dem Staat eine ergiebige Einnahmequelle erschließen, vorausgesetzt freilich, daß den Bedürfnissen des Handels und der Industrie durch Herabsetzung der Fracht- und Personentarife genügend Rechnung getragen würde.

Neben Baubin und Waldeck-Rouffeu lenkt jetzt Millerand, der sozialistische

Minister für Handel, Gewerbe, Post- und Telegraphenwesen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er hat wichtige Verbesserungen in der Lage der unteren Postbeamten durchgeführt und ihm ist es wesentlich zu danken, daß die Ausstellungsarbeiten ohne größere Stripes zu Ende geführt werden. Wichtig ist auch sein an die Präfekten gerichtetes Circular, das sich mit der Zusammensetzung der Kommissionen für die Fragen des Arbeiterschutzes beschäftigt. Das Gesetz vom zweiten November 1892, das die Arbeit von Kindern und weiblichen Personen in industriellen Unternehmungen regulirt, schreibt nämlich den Departementsräthen die Bildung besonderer Kommissionen vor, die die Ausführung der Arbeiterschutzgesetze zu kontrolliren und darüber dem Handelsminister zu berichten haben. Diese Kommissionen ließen aber bisher — abgesehen von wenigen rühmlichen Ausnahmen — so gut wie nichts von sich hören und die meisten haben sich seit ihrer Bildung nicht einmal versammelt. Die Ursache dieser betrübenden Lauheit saß Millerand darin, daß sie bisher fast ausschließlich aus höheren Beamten und großen Fabrikanten gebildet waren. Sein Circular empfiehlt den Departementsräthen, neben den Vertretern der Arbeitgeber eine gleiche Zahl von Vertretern aus den Arbeiterorganisationen zu berufen.

Einer entschieden arbeiterfreundlichen Tendenz entspringt auch der Gesetzesentwurf über die Gewährung von Korporationsrechten an die Arbeiterorganisationen. Er ist die verbesserte Auflage eines Projektes Waldeck-Rousseaus vom ersten Februar 1882, das mit dem Sturz des Ministeriums Gambetta — Waldeck-Rousseau war damals Minister des Innern — begraben wurde.

Uebrigens dürften sozialpolitische Maßregeln im engeren Sinne allein in Frankreich heute nicht mehr genügen. Will das Ministerium die Lage der arbeitenden Klassen in Frankreich ernstlich verbessern, so muß es sich wohl oder übel zu einer Sanirung der gesammten bisherigen Wirtschaft- und Finanzpolitik entschließen.

Paris-Zürich.

Privatdozent Dr. Josef Goldstein.



Im Winter des Mißvergnügens.

Unser zwischen den schwarzgelben Grenzpfählen hausender Bruderstamm hat es glücklich erreicht, daß überall die Bank- und Börsenwelt sich nach langer Zeit einmal wieder mit ihm beschäftigt, — freilich in keiner für ihn schmeichelhaften Weise. Soll doch selbst in den vornehmsten Präsidial- und Direktorialkabinetten unserer Hochfinanz das Lebens- oder richtiger das Leidenszeichen, das der Generalrath der Oesterreichisch-Ungarischen Bank plötzlich von sich gab, mit ungehaltenen Kernflüchen begrüßt worden sein. Die Bank hat den Muth gehabt, drei Wochen vor Jahreseschluß ihren Diskontsatz um ein halbes Prozent herabzusetzen. Das heißt so viel wie: Kurzsichtigkeit und Unverständnis zum Programm erheben, und das schlecht beratene Institut hat sich damit sein Urtheil selbst gesprochen. Es wird fortan nicht mehr erwarten können, daß seinen Maßregeln irgend welche Bedeutung beigelegt oder nach Gründen seines Handelns gefragt werde. Die Regierungen von Ois- und Transleithanien hatten einen größeren Beitrag in Kronen,

nicht größer, als er auch sonst zuweilen außerhalb der gewöhnlichen Zahlungstermine eingehet, auf die Bank gebracht und sofort gerietz der Generalratz der Bank — nicht die Direktion, die vielmehr jede Initiative entschieden von sich wies — auf jenen verhängnisvollen Einfall, der lebhaft an die Thaten der weiland Schilb-bürger erinnert. Dabei herrscht gerade auf dem wiener Markt drückende Geldnoth, die Valutaregulirung ist noch nicht zu Ende geführt und die Bevölkerung kann auf die Dienste des Centralgeldinstitutes der Monarchie nicht verzichten, ohne den schwersten Nachtheilen ausgesetzt zu sein. Wird das Vertrauen zur Bank, das mit ihrer abnehmenden Bedeutung für den Weltmarkt ohnedies von Jahr zu Jahr gesunken ist, einen solchen Stoß noch überdauern? Das ist mehr als fraglich. Außerdem hat das Vorkommniß aber noch eine andere sehr ernste Seite: es beweist nämlich, daß sich Oesterreich-Ungarn ganz außerhalb der Strömungen, die den Weltmarkt beeinflussen, befindet. Zwar könnte die Thatsache, daß man von den Schwierigkeiten der allgemeinen Finanz- und Kreditlage gänzlich verschont bleibt, ja auch als Zeichen außergewöhnlicher Selbstständigkeit und Gesundheit gelten; aber für eine solche Auslegung dürfte die Bankleitung selbst kaum mehr als das wehmüthige Rächeln übrig haben, mit dem etwa der Schwindsüchtige das Lob seiner heftig gerötheten Wange erwidern wird.

Es sieht leider mit der Volkswirtschaft in Oesterreich-Ungarn schlecht, sehr schlecht. Nicht einmal in seiner Montanindustrie vermag es ein armsüliges Feuerchen, das auf einige Augenblicke die Frierenden wärmen würde, zu entfachen, und während in anderen Ländern den industriellen Verhältnissen durch einen „embarras des richesses“ temporäre Gefahr droht, fehlt es in den habsburgischen Landen allgemein an Bedarf und Aufnahmefähigkeit. Obgleich die Produktion nicht erheblich gesteigert worden ist, gehen Tausende von Tonnen an Eisensfabrikaten nach dem Ausland, weil sonst die Werke zu feiern genöthigt wären. Wenn die prager Eisenindustrie ihr Fabrikat nach Wien verkauft, sieht sie sich schlechter, als wenn sie es von Hamburg aus über See versendet. In einigen Tagen werden ihre Vertreter in Berlin sein, um die Lieferungen für die zweite Hälfte des Jahres 1900 festzustellen. Für die erste Jahreshälfte hat sie ihre Walzeisendrahtproduktion schon zum größeren Theil an den deutschen Draht- und Drahtstift-Verband abgesetzt. Auch mit den in einer Verkaufsgesellschaft vereinigten oberschlesischen Walzwerken wird die prager Eisenindustrie voraussichtlich engere Fühlung nehmen; und daran wird den inländischen Werken sehr viel gelegen sein, da ein direktes Hervortreten der österreichischen Konkurrenz auf dem deutschen Markt die künstlich gesteigerten Preise leicht ins Wanken bringen könnte. Es passiert auch jetzt noch, daß — besonders bei großen Verbindungen von Eisenbahnmateriale — die Eisenwerke von Händlern unterboten werden, die sich zum Theil schon vor Jahren Lieferungsquantitäten billig gesichert haben, die ein Walzwerk mittleren Umfanges überhaupt nicht auf einmal abgeben kann, wenn es nicht auf die Ausführung laufender Aufträge verzichten will. Gern würde man diese Händler unterdrücken, aber sie sind ein zäher Stamm und sie haben die Kunst der Verhältnisse für sich. Dienen sie durch Angebote billigeren Materiales an die Eisenbahnen zweifellos einem allgemeinen Interesse, so würde ihr Gemein-sinn sich noch glänzender bewähren, wenn sie auch den privaten Verbrauchern entgegenkämen. Aber da lockt keine Gewißheit regelmäßig wiederkehrenden Bedarfes wie bei den Eisenbahnen und so gehen die privaten Verbraucher leer aus.

Der Macht des intelligenten Handels hat sich endlich — spät, aber doch — auch das westfälische Kohlsyndikat beugen müssen. Ich wies schon vor Monaten auf die Nachschafften der Kuffäufer hin, die mit dem Syndikat arbeiten. Sie haben die chronisch gewordene Kohlsknappheit skrupellos in der Absicht benützt, die Preise für die noch verfügbaren Quanten ganz übermäßig zu steigern. Die Noth war eben so groß, daß manches Werk die unerschämtesten Preise bewilligte, um nur überhaupt produktionsfähig zu bleiben. Am Schlimmsten ergeht es kleineren Betrieben, die in früherer Zeit Bedenken trugen, die verhältnißmäßig geringen Preisaufschläge, die ihnen zugemuthet wurden, zu bewilligen, weil sie auf einen Preisrückgang rechneten. Sie haben sich verrechnet, denn Kohl ist immer knapper und theurer geworden, weil der Bedarf über alle Berechnung hinaus stieg. Um den Preistreibern eine gewisse Grenze zu ziehen, beabsichtigt nun das Kohlsyndikat, den Verbrauchern vorläufig — wenigstens im rheinisch-westfälischen Bezirk — bei ferneren Verkäufen einen direkten, von den Zwischenhändlern unabhängigen Verkehr zu gestatten. Leider wird aber, so weit ich unterrichtet bin, den kleineren Betrieben, die es doch am Nächststen haben, diese Hilfe versagt. Natürlich: an kleinen Geschäften ist nicht viel zu verdienen und darum fehlt es an Interesse für deren Existenz. Vohrender ist es, sich um die Bedürfnisse der Großbetriebe zu kümmern, und deshalb wird sich das gute Herz der Syndikatherrn lediglich Abnehmern erschließen, die einen regelmäßigen Jahresbedarf von mindestens fünfhundert Tonnen haben. Werden nun die Kästzungen verstummen, die das Syndikat in eine unlautere Verbindung mit den Preistreibern der Händler brachten? Das Syndikat will offenbar für ehrbar gelten und wünscht, daß sein Opfer gnädiglich angesehen werde. Schade nur, daß, wenn es ihm wirklich Ernst war, das Syndikat nicht auf den nächstliegenden Gedanken verfiel, den ihm bekannten Händlern, die ihre Macht in so schänder Weise mißbrauchten, die Lieferung von Waare zu verweigern. Damit wäre dem Uebel gesteuert und jede böse Nachrede abgewehrt worden. Oder beabsichtigt das Syndikat, mit dem ersten Januar die verschärften Wucherbestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches abzuwarten, um dann schonungslos die Sünder, die seiner Reinheit ein Kergerniß sind, ans Messer zu liefern?

Ein Ende der Kohlsnoth ist noch nicht abzusehen; mit ihr geht die Kohlennoth Hand in Hand und in den meisten Ländern sieht es eben so betrüblich aus wie in Deutschland. In Belgien wird die Regierung dem stürmischen Verlangen der vereinigten Kohlen- und Hüttenwerke nach Frachtbegünstigung für die auf dem Seewege eingeführten Kohlen nicht länger Widerstand leisten können und die russische Regierung muß Zollermäßigungen für ausländisches Material zugestehen. Die Eisenbahnen des Reiches beziehen englische Kohlen zollfrei; Fabriken und Dampfer werden unter erheblichen Verlusten zur Holz- oder Kaphitafeuerung übergehen, wenn die ausländische Kohle nicht bald billiger wird. Aber das Syndikat im Donetzgebiet, dessen Kohle von russischen Marinetechnikern das Zeugniß: „Hauskohle, feucht, brennt selbst bei starkem Zuge schlecht“ erhalten hat, giebt viel auf seine Reputation — Das heißt: auf hohe Preise — und wird Alles davonsetzen, eine allgemeine Begünstigung fremder Kohle durch Zollbefreiung zu hintertreiben.

Thukyd.



Zwei Briefe.*)

I. Suum cuique.

Die Reformation der Feldartillerie hat eine starke Vermehrung der etatsmäßigen Stellen und damit eine Aufbesserung des Avancements der Offiziere zur Folge gehabt. Das war für die Waffe selbst ein erfreuliches, in gewisser Weise nothwendiges Ereigniß.

Wahre, aufrichtige Mißfreude ist nach Nießsche äußerst selten anzutreffen; und so blickte mancher Kamerad der anderen Waffen — ich will nicht sagen: neidischen Auges, aber — ohne Wohlwollen auf diese Veränderung herab. Der Einwand, daß die Meisten der Beförberten kein Patent erhielten, war nur ein schwacher Trost; sie hatten die Stellung und das Gehalt auch ohne Patent. Beides ist viel werth; und „totavanciren“ werden sich doch nur Wenige.

Wer ungetriebenen Auges einmal genauer zusieht, erkennt übrigens bald, daß die Vortheile im Avancement der Feldartillerie wesentlich überschätzt worden sind. Wirklichen Vortheil haben eigentl. nur die Oberleutenants gehabt, die Batteriechefs geworden sind, und diejenigen Stabsoffiziere, die gerade zum Regimentskommandeur „dran“ waren. Für sie hatte die Reformation die größte Bedeutung, denn diesmal wurden auch solche Herren mitbefördert, die sonst kaum für solche Ehrenstellung erklärt worden wären. Hätte man die gewöhnlich übliche Sichtung vorgenommen, so würde sich das Avancementsverhältniß noch mehr zu Ungunsten der Infanterie verschoben haben. Schon ohnehin hatte das Bänglein an der Wage im Militärkabinet ausgesprochene Neigung für Feldartillerie und die ausgleichende Gerechtigkeit mußte deshalb auf Mittel sinnen, um das erwünschte Gleichgewicht wiederherzustellen. Das geeignetste Äquivalent wäre zweifellos die Aufstellung einiger neuen Infanteriereformationen gewesen. Da sich Das zur Zeit wohl aber nicht ermbilichen ließ und es doch nicht angängig erschien, Infanteriegeneräle zu Brigadeführern der Feldartillerie zu machen, so blieb eigentlich nur ein Mittel: der Tod! Ein Wink: und der Würgeengel wendet sich verständnißvoll seinen Opfern zu; dabei bevorzugt er gern die Unglücklichen, die sich eben an jenem Plätzchen aufhalten, das der Volksmund „Majorsecke“ nennt.

Kreuzer behält Recht mit dem Uhl und der Rahtigall: wurden bei der Feldartillerie — ohne Verdienst — einzelne vom Glück begnadete Stabsoffiziere Regimentskommandeure, so mußten bei der Infanterie im Interesse des Avance-

*) Unter den Briefen, die der Herausgeber der „Zukunft“ während der vorigen Woche erhielt, sind zwei, deren Inhalt nach dem Wunsch der Schreiber der Oeffentlichkeit mitgetheilt werden soll und deren Form eine Umredigirung nicht nöthig erscheinen läßt. Den ersten hat ein aktiver preussischer Offizier, den zweiten ein seit Jahren im britischen Kaplande lebender Deutscher geschrieben. Beide Herren sind sachkundig und sprechen über Dinge, die sie lange betrachtet und ernstlich erwogen haben. Es wäre gut und nützlich, wenn ihr Beispiel rege Nachahmung fände und so auch die Freunde und Leser mehr und mehr zu Mitarbeitern der „Zukunft“ würden. Jrgend ein kleines Gebiet kennt ja beinahe Jeder genau; und auch von niedriger Warte aus läßt sich manche heilsame Wahrheit verkünden.

ments einige Majors und Kapitäne „abgehältert“ werden, die unter normalen Verhältnissen noch eine Zeit lang in ihren Stellungen verbleiben konnten.

Ob solche Maßnahmen aus rein äußerlichen, praktischen Rücksichten notwendig oder empfehlenswerth sind, wage ich nicht zu entscheiden. Es giebt erfahrene, hochstehende und trotzdem wohlwollende Offiziere, die darin ein unabwiesbares Gebot der Nothwendigkeit sehen. Immerhin sollte man aber bedenken, daß derartige Offiziere ihrem Vaterland ein Vierteljahrhundert in einer — für sie selbst — völlig unproduktiven Weise gebient haben, denn außer ihrer Pension konnten sie nicht nur nichts für später erwerben, sondern sie setzten — auch bei kleiner Zulage — im Umschwung der Jahre ein Vermögen zu. Häufig sind sie durch die Strapazen des Dienstes körperlich oder in ihren Nerven verbraucht mindestens aber sind durch die Angewöhnung der Offizieransprüche Ansprüche, und Anforderungen eigener Art in ihnen großgezogen worden, die bei vorge-schrittenem Lebensalter keine Erleichterung im Daseinskampf bedeuten.

Bei den Auffassungen, die auch heute noch, trotz unserem niederrindenden Zeitalter, im Offiziercorps fortleben, fügen sich die Meisten schweigend in das unabänderliche Geschick. Was wollen sie auch machen? Bei Widersprüchen könnten sie höchstens jener merkwürdigen Anrechte auf Civilstellen verlustig gehen, die so gern als Kommentar für die vielumstrittene Prerogative der Nichtwählenden angeführt werden. Ein und wieder dringt wohl auch mal ein „Kraft“-Schrei der Empörung in die Oeffentlichkeit; aber dann sind es meistens leidenschaftliche, unlogische Naturen, die vielleicht ein Opfer ganz besonders ungünstiger Konstellationen geworden sind. Die Wogen ihres Unmuthes gehen so hoch, daß sie in Uebertreibungen oder Unwahrheiten verfallen, sich selbst richten und der Sache schaden.

Wo aber — frage ich — liegt bei ruhiger, sachgemäßer Erwägung die Nothwendigkeit, solchen Offizieren, die sich absolut nichts haben zu Schulden kommen lassen, nur deshalb, weil sie nicht Alle Feldmarschall werden können, ohne jedes Wohlwollen gegenüberzutreten? Wer die Verhältnisse kennt, giebt zu, daß es jedem Durchschnittsoffizier bei normalen Zuständen möglich sein müsse, sich die Majorspension zu verdienen, die als unterste Grenze Dessen gilt, was ein verheiratheter Offizier zum Lebensunterhalt braucht. Warum beseitigt man da mit Vorliebe alte Kapitäne, die dicht vor dem Stabsoffizier stehen, läßt sie — ein Gnadenbeweis! — während ihrer Bezirksoffizierzeit avanciren und giebt ihnen dann beim Ausscheiden nicht die Majors-, sondern die Hauptmannspension?

Fast sieht es aus, als wolle man jenes ehrerbietige Gehorchen, jene Zügfamkeit, jenes ritterliche Schweigen, das im Offiziercorps großgezogen wird, als Mittel und Waffe zum eigenen Verderben benutzen.

Wehe, wenn mit dem neuen Jahrhundert die Erkenntniß aufdämmern könnte, das Schweigen der schlechter als ein Industriearbeiter versorgten Offiziere sei nicht ein Zeichen ehrenhafter Besinnung, sondern hilfloser Einsalt, — dreimal Wehe, wenn die geheiligten Fundamente altpreussischer Traditionen im Offiziercorps wankend werden könnten, wenn durch mangelhaftes Hineintragen mangelhafter Sparsamkeitsideen der Staat gerade da Schaden nähme, wo ein Wieder-gutmachen schwer, wenn nicht unmöglich sein würde!

II. Aus Südafrika.

Zur Vermeidung unliebsamer Mißverständnisse möchte ich Ihnen, sehr geehrter Herr Garten, gleich bemerken, daß ich nicht die Ambition habe, zur Gefolgschaft der sich kühn „influential Gormans“ nennenden Kapitalistenclique Johannesburgs gerechnet zu werden, die durch Herrn Dr. Gehles Vermittlung seit zwei Jahren ihre Weisheit über die Transvaalkrisis in der Kölnischen Zeitung abgelagert und dafür von der Ringpresse über alle Kirchthürme weg gepriesen wird. Ich habe meine Ansichten über die weltgeschichtlichen Fragen, die in Südafrika jetzt ihrer Verantwortung harren, nicht, wie der Korrespondent der Kölnerin, in zwei langen Jahren in den Offices und Clubs der Goldstadt gesammelt, sondern in vieljährigem intimen Verkehr mit der holländischen und englischen Bevölkerung in allen Theilen Südafrikas erworben.

Mehr als durch die Ereignisse auf beiden Hauptkriegsschauplätzen bei Kimberley und Vadsmyth ist das lebhafteste Interesse der britischen Bevölkerung in der Kapkolonie durch die Reise des Deutschen Kaisers nach England in Anspruch genommen worden. Wenn man, wie ich, 1896 in nächster Nähe des Hezenfessels, wo der Plan zum Jameson raid gebraut wurde, Ohrenzeuge der gaminmäßigen „nationalen“ Entrüstung der Briten in Südafrika über das Kaisertelegramm an den Präsidenten Krüger war und heute „Seine Majestät, unseren verehrten Gast“ in jeder dritten Zeile der Leitartikel kapstädter Blätter paradiere sieht, so fragt man sich, ob man als ein Stück „Volk“ sich nicht devot vor den „weitsichtigen“ Plänen der deutschen Kabinetspolitik beugen und in vertrauensvollem Unterthanenverstand abwarten soll. „Weitsichtig“ soll es ja nämlich sein, wenn man sich sagt, es sei besser, lieber freiwillig auf die Vertretung deutscher Interessen im Transvaal zu verzichten als sich zu solchem Verzicht erst durch England zwingen zu lassen; und noch „weitsichtiger“, wenn man sich durch das Geschenk eines neuen Hosentropfes bestimmen läßt, den Buren, denen ja doch nun einmal nicht zu helfen sei, diejenige sympathische Dillseilung zu versagen, auf die ihnen 1896 von Deutschland aus ein nicht zu bestreitendes moralisches Recht eingeräumt wurde.

Ist man etwa gar im Berliner Auswärtigen Amt so ungeheuer „weitsichtig“, daß man der von Großbritannien unternommenen Etablierung des südafrikanischen Irland als tertius gaudens durch eine raffinierte Neutralität Vorstoß leisten will? Wunderschön . . . Nur sind wir leider in den letzten neun Jahren durch Sansibar, Samoa und andere Geschäften mit dem Better so wenig an eine der historischen Verschlagenheit in Downing Street ebenbürtige Schlauchheit der Wilhelmstraße gewöhnt, daß wir im Mittelpunkt dieses modernsten diplomatischen Feuerwerkes immer nur die winzige Raotshauerrei und ihre Zukunftsgloriole austauschen und die Interessen des deutschen Volkes in Südafrika von ihr verdunkelt werden sehen.

Wir Deutschen hier — nota bene: so weit wir nicht zu den influentials mit der Devise ubi bene ibi patria gehören — sind der Ansicht, daß es für das Deutsche Reich denn doch noch einige andere Interessen zu wahren giebt als das Wohl und Weh der Spekulanten und Shares holders in Johannesburg. Mit der Vernichtung der politischen Selbstständigkeit der beiden Burenrepubliken verfehlt England der holländischen Sprache und Art den Todesstoß, wird es

die Sprache Albions zur einzig offiziellen erheben und damit auch dem stark vertretenen mittelständischen deutschen Volksthum die wichtige Stütze der Anlehnung an das bisher vorherrschende Element eines verwandten Idiomes nehmen. Das Deutschthum wird in kurzer Zeit in Südafrika verengländert sein. Mit der bereits angebrochten Beschränkung der Stimmfreiheit „unloqaler“ Einwohner und der Verleihung eines vervielfachten Stimmrechtes an die „gebildeten und besitzenden Klassen“ soll dem Afrikanerthum die Wurzel abgegraben, sollen die Buren Transvaals womöglich wiederum zum Treffen, zum Abzug aus dem ihnen verhassten Bereich britischer Herrschaft, gezwungen werden, um für das nach dem Kriege sicher erwartete Hineinströmen zahlreicher Briten, Australier und Kanadier Raum zu schaffen. Hat man bisher die Uillanders Johannesburgs, von denen mehr als die Hälfte aus arbeitshungrigen russischen Juden besteht, „Deloten“ genannt, so werden im neuen Gelobten Lande der Freiheit und des gleichen Rechtes für alle Weissen die zurückbleibenden Buren und Deutschen die Geloten sein. Denn die Buren werden in diesem Kriege zu Bettlern; und die Deutschen sind, trotz allen englischen Freiheitsphrasen, noch niemals vom Britenthum in seinem Größenwahn als gleichberechtigt anerkannt worden, obgleich sie es sind, die dem Lande die blühendsten Ackerbaukolonien schufen.

Wir werden hier täglich befehrt, daß Großbritannien nicht um das Gold Johannesburgs Krieg führe. Allerdings nicht, denn die dortigen Minen sind Privatbesitz. Aber es liegen noch ungeheure Schätze im Transvaal, die erst zu heben sind, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch in unseren deutschen Kolonien Edelmetallenien schlummern, nach denen das uns umklammernde Greater Britain Afrikas einst eben so gierig die Hände ausstrecken wird wie heute nach Transvaal. Bureanokratismus und Militarismus, die ja noch reichlich in Deutsch-Südwest- und Ostafrika wuchern, werden dann dem das Monopol zur Emanzipation der Menschheit besitzenden John Bull eine von uns selbst jetzt sanktionirte Handhabe für sein Vorgehen liefern.

Das ist vorläufig freilich noch Zukunftsmusik und nach den bisherigen Erfolgen der Buren ist es keineswegs gewiß, daß England den Krieg siegreich beendet. Schon ist die kapkoloniale Zingopresse, die sich vor ein paar Wochen noch in der Kriegshetze nicht genug thun konnte, um die Zukunft des Landes besorgt geworden: „Der kommerzielle Ruin ist für die Kapkolonie unausbleiblich, wenn der Krieg bis Ostern dauern sollte“, senkt man jetzt schon im grahamstoner Journal. Nun, so lange dauert er aller Voraussicht nach gewiß. Nachdem den Buren die Einschließung von Ladysmith und Kimberley und die Invasion der kapkolonialen Norddistrikte an der Oranjestraat- und Basutolandgrenze gelungen ist, wird es von den Erfolgen der nächsten Wochen abhängen, ob den Tausenden von Ueberläufern zu den Transvaalern aus jenen Distrikten weitere Tausende folgen werden. Der Bürgerkrieg ist das Wespenst der nächsten Monate hier. Die ganze Kapkolonie ist in Gährung. Und doch ist diese Gefahr nicht die schlimmste. Mit weit größerer Besorgniß sehen wir hier jetzt auf die Haltung der Eingeborenen, von denen mehr als eine halbe Million Krieger allein südlich vom Sambesi die Entwicklung der Dinge verfolgt; vierzigtausend wohlbewaffnete Basutos warten nur auf die Gelegenheit, zuerst loszubrechen und dann die anderen Stämme, namentlich die auf Revanche für Rhodes' Menschenfleischerei brennenden Nata-

beles, mitfortzureißen. Kurz: es ist nicht ausgeschlossen, daß die Massenerhebung der Schwarzen, die alle Kenner Afrikas für unanahelich halten, bald erfolgen und plötzlich alle einander jetzt bekämpfenden Weißen in ein Lager zusammenführen kann. Daß diese größte aller Gefahren Südafrikas an den deutschen Kolonien nicht vorübergehen würde, ist einleuchtend. Haben wir etwa eine auch nur annähernd genügende Heeresmacht dort, um ihr zu begegnen? England hat hier unten mit dem Feuer gespielt und eine Lage geschaffen, die auf alle Fälle für Jahrzehnte hinaus den wirtschaftlichen Wohlstand des Landes ruiniert hat. Die Eingeborenenfrage, die wichtigste aller politischen und wirtschaftlichen Fragen Südafrikas, ist ihrer friedlichen Erledigung ferner als je; und das England, das die Afrikaner in den bisherigen hundert Jahren seiner Herrschaft am Kap nicht zu gewinnen verstand, schafft sich durch diesen frivol hervorbeschworenen Krieg eine Opposition, die es in weiteren hundert Jahren nicht „klein kriegen“ wird, eine Opposition gerade derjenigen weißen Bruderkernglieder, die sich von je her als die befähigsten zur Niederhaltung der Schwarzen erwiesen haben.

Die Opposition des Afrikanerbonds war bis zum Jameson raid für die britische Suprematie nicht bedrohlich. Der Bond verfolgte bis dahin rein wirtschaftliche Interessen und drohte an der Theilnahmelosigkeit der weit auseinander wohnenden und naturgemäß mehr auf Selbst- als auf Genossenschaftshilfe angewiesenen Farmermitglieder einzuschlafen. Erst als die Vergewaltigungspläne des Herrn Rhodes von Chamberlain adoptiert wurden, wandelte sich der wirtschaftliche Bond in eine politische Partei mit scharf ausgeprägter nationaler Tendenz um. Die in ihrer brutalen Erwerbs- und Eroberungsgier blinde imperialistische Politik Großbritanniens hat die Parole des Hasses: „Afrika für die Afrikaner“ selbst provoziert; und die Ironie der Weltgeschichte macht den von der Bondspartei auf den Schild gehobenen, ihre extremsten Ziele nicht theilenden, aber als Jingoegner noch vor einigen Wochen von der gesammten Jingo-pressse des Hochverrathes beschuldigten und an den Galgen verwünschten Premierminister Schreiner heute zum Retter Großbritanniens in Südafrika und als Großmacht. Seiner Autorität und der ehrenhaften Konsequenz, mit der er die Neutralität der Kapkolonie in diesem Kriege als sein Programm verkündete, ist es allein zu danken, daß wir noch nicht den Bürgerkrieg haben.

Wie lange uns dieser Zustand erhalten bleibt? Wenn die Erhebung der Kapafrikaner gegen England größere Dimensionen annimmt und der britischen Armee Zehntausende entzogen werden müssen, um solche Aufstände niederzuhalten, und wenn man auf Volontäre und Bürgerwehren als Ersatz rechnet, dann scheint mir der Bürgerkrieg unvermeidlich. Jedenfalls wird der Union Jack nicht, wie General Buller weisagte, zu Weihnachten über Pretoria wehen. Die Stadt ist stark befestigt, bei Kimberley bedrohen den Feind Dynamitminen und die Engländer haben mit den Sommerseuchen zu rechnen, die ihrer Mannschaft und dem unentbehrlichen Zugvieh trüben Schäden zufügen werden. Durch die Verklündung, daß Heil Südafrikas liege allein im Industrialismus, hat man eine agrarische Farmeropposition geschaffen und ich glaube, daß die Geburtsstunde der von holländischen Ackerbauern beherrschten „Vereinigten Staaten von Südafrika“ näher ist, als die Großkapitalisten und Goldschatresbesitzer Europas sich einstweilen träumen lassen.